2

Freie Gedancken zur Verbesserung der Menschlichen Gesellschafft.

Zweyte Sammlung.

Franckfurt und Leipzig,
Bey Johann Friedrich Fleischer,
1747.

Inhalt

Derer in dieser zweyten Samlung enthaltenen Materien.

I. Anmerckungen über Herrn Landgraf Wilhelms zu Hessen-Cassel Durchl. Schreiben an dessen Hrn. Bruder zu Hessen-Rheinfels, den 14. Mertz 1575. p. 1.

II. Unmaßgeblicher Vorschlag zu Ausfindung eines sichern Contributions-Mittels, in ausserordentlichen Fällen. p. 29.

III. Die Mißbräuche - - - p. 40.

IV. Kurzer Entwurf, wie eine Stadt so wohl nach den Regeln der Kunst, als nach der Bequemlichkeit und Gesundheit der Einwohner könte auferbauet werden. - - - p. 62.

V. Anmerckungen über den Caracter der Franzosen. - - p. 76.

VI. Von der Universal-Monarchie. p. 86.

VII. Die

VII. Die beste Welt. = = p. 130.

VIII. Wie man in einer Republic die würdigste Regenten wehlen soll. p. 145.

I.

Anmerckungen über Hr. Landgraf Wilhelms zu Hessen-Cassel Durchlaucht. Schreiben an dessen Herrn Bruder zu Hessen-Rheinfels, den 14. Merz 1575. *

Mein Herr.

Dieselbe haben das lezte Stück meiner freien Gedancken gelesen. Sie finden darinn dieses auszusetzen, daß ich meinem Prinzen den Plan seines Hof-Staats allzu weitläuftig und gros gemacht; Die stolze Leibwach, die schöne Gebäude, die lustige Gärten, die Schaubühne, und dergleichen, sagen Sie, sind lauter solche Eitelkeiten, die den Fürsten hochmütig und das Land arm machen. Seine Gedancken werden dadurch von der Haupt-Sache, nemlich von der Regierung abgezogen, und auf lauten Neben-Dinge zerstreuet. Er vergißt darüber die Wohl-

 fahrt

* Dieses Schreiben ist aus Zipfelii Cameral-Händeln, wo er de auro & argento handelt, genommen.

fahrt des Staats, und betrachtet wohl gar seine Unterthanen als seyen sie nur allein für ihn geschaffen.

Sie senden mir dargegen ein merckwürdiges Schreiben von dem Herrn Landgrafen Wilhelm von Hessen, und verweisen mich an dieses klugen Fürsten darinn enthaltene vortrefliche Lehren.

Wie es mir nicht so wohl um die Rechtfertigung meiner Meynung, als um die ächte Wahrheit und die Erhaltung des Guten zu thun ist, so wollen wir den Inhalt dieses belobten Schreibens etwas genauer untersuchen, und sehen, wie weit darinnen meinen Sätzen widersprochen wird, und worinn sie im Gegentheil damit übereinstimmen.

Erstlich, sagt dieser ruhmwürdigste Fürst, „ er und seine Brüder, hätten die treue Warnungen und das Testament ihres Gottseligen „ HerrnVaters nicht genug in Acht genommen, „ darinn er sie zu enger Haus- und Hof-Hal- „ tung ermahnet. Unangesehn daß sie nunmehro in 5. Theile zerstickelt wären, so wolte „ doch ein jeder noch einen grosen ansehnlichen „ Hof von Edel und Unedel haben; sonderlich „ nehmen sie auch ihres einen Theils, die grose „ Scharr-Hansen in goldnen Ketten am Hof, „ samt ihren Weib und Kindern, denen man „ nichts versagen müste, sondern ihnen Küch „ und Keller Tag und Nacht offen stehen lies. „ Dazu gebe man ihnen gros Dienst-Geld und „ meyne man machte ihnen (den Fürsten) damit „ eine

„ eine grose Authorität, da sie doch mit unge-
„ wischtem Maul pflegten davon zu gehen, oh-
„ ne ihnen dessen einen Danck zu wissen, son-
„ dern sie spotteten ihrer noch wohl darzu in den
„ Zähnen.

Dieses sind in der That recht vernünftige und fürstliche Erinnerungen. Es geschiehet noch immer, auch bey reichen privat Personen, daß wenn ihre Verlassenschaft in 3- 4- 5- und mehr Theile zerstickelt wird, ein jeder von den Erben, ungeacht er nur den 3- 4- oder 5ten Theil besitzet, damit gleichwohl eben so gros, wo nicht noch gröser thut, als da noch das ganze Guth beysammen und unter einem Haupt war.

Man hätte sich hierüber billig zu verwundern, wie es damit zugieng, wenn uns nicht überhaupt die Erfahrung lehrte, daß reicher Leute Kinder ihren Erben insgemein mehr Schulden als Geld hinterliesen. Es war demnach hohe Zeit, daß unsre Fürsten das Majorat unter sich einführten, weil sonst die fortwährende Abtheilungen die Prinzen ziemlich würde ins kleine gebracht haben.

Der hohe Fürsten Namen verursacht hier verdrießliche Folgen. Ein Fürst, heißt es, muß einen fürstlichen Staat führen und das Geld nicht achten. Ein Ding nicht achten, das man doch nicht entbehren kan, und deßwegen mit steter Begierde zu erlangen sucht, ist wohl ein seltsamer Widerspruch. Es entstehen daraus be-

ständige Sorgen immer zu haben und immer aus zu geben. Das Land wird nach und nach durch die viele Auflagen erschöpft, und endlich gar mit samt den Unterthanen verborget und versezt. Doch dieses rühret manchen Fürsten wenig: er ist nur allein darum bekümmert seinen fürstlichen Staat fortzusezen. Dann dieses ist nach seinem Wahn der Grund seiner ganzen Hoheit, die arme Unterthanen mögen immer darüber zu Grunde gehen. Wie mag ein solcher Fürst noch Leute in seinem Lande köpfen und hängen lassen, die weiter nichts verbrechen, als daß sie aus Noth gedrungen einem andern etwas entwenden; da er selbst ganze Länder plündert, und Millionen Menschen unglücklich macht, ohne daß er darzu ein anders Recht hat, als daß er ein Fürst ist? das Amt eines Fürsten aber ist nicht Land und Leute ruiniren, sondern beschützen.

Mein Herr sehen hieraus, daß ich mit nichten solchen bösen Fürsten das Wort rede, wann ich pag. 126. sage: Zierde, Pracht und Glanz müsse den Thron umgeben: Dann ich setze zugleich hinzu: Es muß aber nichts geborgtes, und nichts gezwungnes sein. Es ist ein geborgter Pracht, wann der Fürst nur den Schein der Hoheit suchet, und darzu nicht seine rechtmässige Einkünfte allein, sondern auch zum Theil unrechtmässige und entlehnte Gelder gebrauchet. Es ist ein gezwungener Pracht, weil er sein Vermögen übersteiget, und das Land verdirbt.

Soll

Soll demnach der Pracht eines Fürsten der Hoheit seiner Würde anständig und dem Land vorträglich sein, so muß er solchen aus eignen Mitteln führen, nemlich von seinen Domanien, Regalien, Cammer- und Tafel-Gütern. Dann es ist fürwahr auf keine Weise nicht zu entschuldigen, wenn der Fürst und seine Edel-Leute, denen armen Unterthanen ihre grobe wollne Kleider nehmen, um sich mit reichen Stoffen, Sammet und Seiden zu behängen. Fürwahr ein betrübter Staat, wenn man die Augen auf die allenthalben im Land herrschende Armuth lencket, mittlerweile bey Hof alles von Gold und Silber glänzet; und die grose Scharr-Hansen mit ihren goldnen Ketten (jetzo mit ihren breiten Ordens-Bändern) dem Fürsten redlich helffen Land und Leut verzehren. Woraus endlich nichts anders, als ein groser Geld-Mangel entstehen kan, wie solches im angezogenen fürstl. Schreiben sehr wohl erinnert wird: denn unsere heutige Excellenzen, Hochwürden, Gräflich- und Freyherrliche Gnaden, wie man sie betitelt, kommen meistentheils dem Fürsten mit Weib und Kindern zur Last: sie wollen Standsmässig versorgt und untergebracht sein, und solte auch der Fürst ihnen zu Gefallen neue Aemter an seinem Hof errichten; da wird die Zahl der Edel-Knaben, der Hof- und Cammer-Junckern, wie auch der Staas-Diener und Hof-Aemter, noch immer mehr und mehr übersetzt. Diese, wenn sie gleich nicht alle grose Besoldungen ziehen, essen und trincken doch gleichwohl bey Hof, oder daß ich mich der Worte

des Hochfürstl. Schreibens bediene, so wird ihnen doch nichts versagt: Küch und Keller stehen für sie Tag und Nacht offen: sie gehen mit ungewischtem Maul davon, wissen dem Fürsten keinen Danck, sondern spotten seiner noch in den Zähnen darzu.

Zu einer solchen Haus- und Hof-Haltung, wo alles stets unordentlich im Saus und Schmauß fortgehet, wird nun freylich ein grosses Geld erfordert; Deswegen hab ich meinen Prinzen (pag. 121.) so nachdrücklich ermahnet, keine Müssiggänger und Schmarutzer an seinem Hofe zu dulden, weil sie zu nichts anders dienen, als die Vorzimmer auszufüllen, Reverenzen zu machen, und das Land mit auffressen zu helffen. Es muß einem vernünftigen Fürsten wohl eine rechte Marter seyn, sich stets von so viel Menschen umgeben zu sehen, die alle von ihm haben wollen, und die er, auch bey seiner äussersten Güte, doch unmöglich alle vergnügen kan. Wie süß, wie angenehm ist ihm deswegen nicht zuweilen der Aufenthalt auf dem Lande, auf eines seiner abgelegenen Lust- oder Jagd-Häuser, weil er sich daselbst von dem Tumult und dem Schwarm so vieler höflichen und vornehmer Bettler, befreyet siehet, die ihn sonst in seinem Schloß gleichsam wie gefangen halten.

Doch laßt uns weiter gehen. Das Hochfürstliche Schreiben meldet von dem närrischen Kleider-Pracht folgendes: „Wir lassen es

„ da-

dabey nicht, fährt der Fürst fort, sondern „
wollen unser Frauenzimmer, desgleichen die „
Edelknaben, ja die Junckern selbst in Sammet „
und Seiden kleiden, item unsre Pferde mit „
Federn und sammten Zeuge ausbessern; an- „
ders nicht, als wenn wir welsche Zibet-Katzen „
wären; welches sich gar übel in dieser Landschaft „
pfefferte: dann unser Herr Vater Gottsel. hat- „
te das ganze Land allein, schämete sich nicht, „
sein Frauenzimmer in Arat und Bustatt mit „
Bureten schön Atlas verbrehmet, desgleichen „
seiner Gnaden Jungen in gut Lindisch Tuch, „
auch mit solchem Atlas verbrehmet, wenn Se „
Gnaden gleich auf Reichs-Täge zogen, zu klei- „
den. Und wir, die wir Sr. Gnaden Land in so „
viel Theile zerstickelt haben, fahren so hoch da- „
her; welches wahrlich in die Länge schwer fal- „
len wird; sonderlich wenn dermaleinst ein rau- „
her Wind kommen wird, daß wir in Krieg und „
dergleichen gerathen würden, dafür uns doch „
GOtt der HERR gnädiglich behüten wolle; „
denn wahrlich, der welsche und teutsche Pracht „
dienen nicht zusammen; sintemahl, ob sich wohl „
die Welschen mit Kleidungen stattlich halten, „
fressen sie doch desto übler und sparsamer, lassen „
sich mit einem Gericht Eyer und Salat begnü- „
gen; da die Teutschen das Maul und den „
Bauch voll haben wollen: darum unmöglich „
beyde teutsche und welsche Gepräng mit einan- „
der zu tragen: Es vertreiben auch beyde Für- „
sten, Grafen, Edelleute, so solches anstellen und „
kommen darüber in Leiden und Noth, wie Ew. „

„ Lbd. in Franckreich und den Niederlanden vor „ Augen sehen. „

Hier sehen wir, daß auch schon damals die Teutschen anderer Völcker Affen waren. Der Pracht hat eigentlich seinen Ursprung von der Handlung, welche am ersten die Reichthümer nach Italien gebracht, von da kamen sie nach den Spanischen Niederlanden, wo ein gewaltiger Adel war, von dem hier in dem hochfürstlichen Schreiben gedacht wird, daß er zusamt dem Französischen in Leiden und Noth gekommen sey. Wie dann ein langer und grausamer Krieg die Niederlande verwüstet und den grösten Theil ihrer alten Einwohner in fremde Gegenden vertrieben hat. Woraus man allerdings die göttliche Strafen urtheilen kan, wann Pracht und Uppigkeit zu sehr überhand nehmen. Allein wir verstockte Teutschen, die wir noch so viel alt burgundisches Blut unter uns haben, wir wollen nicht hören noch uns weisen lassen. Wir sind jetzo von den possirlichen Frantzmännern dermassen begauckelt und eingenommen, daß bey uns nichts für artig und wohlanständig gehalten wird, es habe dann seinen Wehrt von einem Pariser Schneider oder Haar-Puderer hergenommen. Könte wohl etwas schimpflichers für uns Teutsche seyn? Wie schicken sich dergleichen weibische Sitten für ein männliches tapfers Volck? Wie mögen wir dergleichen Wahrheiten noch mit der Mode entschuldigen, da eben diese Mode die gröste Narrheit selber ist? Es ist gewiß, daß die Veränderung in Kleidern, welche die Eitelkeit der Menschen auf

eine wunderbare Art zu reitzen pflegt, vieles Geld wegnimt. Wann nun dieses Geld im Lande blieb und dadurch die allgemeine Nahrung befördert würde, so könte man damit noch ehender nachsehen; allein, so schleppet diese Thorheit jährlich so viele Millionen aus Teutschland, und macht uns gleichsam unsern hochmüthigen Nachbarn zu zinßbaren Unterthanen. Unsere Fürsten selbst haben mit ihren Höflingen einen sonderbaren Wohlgefallen an allen neuen Moden, die aus Franckreich kommen, und behängen sich mit den leichten Lümpergen dieses eben so leichten Volcks. Wer weiß nicht, daß das Exempel eines Fürsten die Regel für alle Unterthanen ist?

Wann vor diesem die Fürsten auf Reichs-Tåge zogen, oder andern öffentlichen Zusammenkünften mit beywohneten, so hatten sie insgemein einen grossen Schwarm von Edelleuten und Bedienten bey sich; ja sie nahmen auch, wie aus gegenwärtigem Schreiben zu ersehen, ihre Gemahlinnen mit dahin, welche mit ihrem ganzen Geschleppe von Frauenzimmer kein geringes Gewirre machten. Da gieng es all zimlich bund und lustig her; ja weit lustiger noch als heut zu Tage, da ein allzu gezwungenes Gepräng und steiffes Hochsehen der Grosen alle Freyheit und alle Anmuth aus der Gesellschaft verbannen. Die gröste Fürsten hieß man damals Ihr Gnaden, wem man heut zu Tage diesen Titel gibt, der war damals nur schlechtweg ein ehrenvester Juncker, deren viele doch mehr Flecken und Dörfer besasen, als heut zu Tage die meiste so betitelte genädige Herren Hufen und Morgen Landes haben.

Damals trancken bey einem Gelach die Fürsten und Junckern zusammen aus einem Becher; und wann sich der Fürst gegen die Junckern zu viel heraus nahm, so traten diese zusammen und kündigten jenem die Fehde an, wie wir solches in den teutschen Geschichten mittlerer Zeiten bis in das sechszehende Seculum lesen, da diese teutsche Ritters-Freyheit auf der bekanten Blut-Bühne in Gotha völlig zu Ende gieng. Nun tritt man vor keinen Fürsten mehr als mit einer bangen Ehrfurcht; und wenn er mit einem ein paar Worte spricht, so heißt dieses die höchste Gnade. Sehet, wie hier der Teutsche sich selbst zum Sclaven macht: wie kriegend er sich verdemüthiget, wie zitternd er die Knie beuget, damit ihn die Gewalt nicht wie einen Wurm zerquetsche. Armes Teutschland! poche nicht mehr auf deine Freyheit. Dein Adel, deine Bürger, deine Ritters-Leute sind Unterthanen, und frohnen mit Leib und Seel einer gezwungenen Hoheit. Was Wunder, daß auf solche Weise einige Fürsten sich alles für erlaubt halten? Gewisse nichtswürdige Hof-Schranzen haben ihnen dieses Recht längst zugestanden.

Doch ich komme von dieser kleinen Ausschweiffung wieder auf unser Hochfürstl. Schreiben, welches uns weit vernünftigere Fürstliche Gedancken entdecket. „Darbey, fährt der „Durchlauchtige Verfasser fort, lassen wir es „nicht, sondern behängen uns auch neben den „vielen von Adel und Frauenzimmer am Hof mit „geschwornen Doctoren und Canzlern, nicht „schier so viel, wo nicht mehr Doctores, Secre-„

cretarien und Schreibern, und dazu in höhe- „
rer Besoldung, als unser Herr Vater Gott- „
sel. selbst; denn obwohl Se Gnaden desselben „
Custodien fast des ganzen Reichs und sonder- „
lich des Schmalkaldischen Bündnis Sachen, „
darzu die beschwerlichen Rechtfertigungen mit „
Nassau auf sich liegen gehabt, hielt Se Gna- „
den doch dazumal nicht mehr Doctores, als „
Doct. Walthern, dem gab Se Gnaden 50. fl. „
und dem Canzlar 80. fl. hielten darneben einen „
Secretarium, als Simon Büger. Jetzund „
aber hat unser jeder die Anzahl der Doctoren, „
wo nicht mehr, doch nicht den vierdten Theil „
Landes, auch nicht den hunderten Theil der „
Sachen, so dieselbe haben müssen ausrichten. „
Zu dem hat unser jeder so einen Hauffen Jäger, „
Köche und Haus-Gesinde, daß schier zu einem „
jeden Berg ein eigner Jäger, zu jedem Topf ein „
eigner Koch und zu jedem Faß ein eigner Schen- „
cke ist; welches alles wahrlich die Länge nicht „
gut thut, sondern die hohe Nothdurft erfor- „
dern wird, wollen wir anders nicht verderben „
und in Schulden gerathen, sondern der Land- „
schaft dasjenige halten, was wir ihr zugesagt, „
nemlich die alten Schulden abzutilgen, darzu „
sie auch schier all ihr Vermögen uns vorgestre- „
cket, daß wir uns anders darzu in die Sache „
schicken. „

Wie die Geschäfte eines so mächtigen und grosen Fürstenthums, als die ganze Landgrafschaft Hessen ausmacht, in den verwirrtesten und gefährlichsten Zeiten nur mit 1 Canzar, 1 Doctor

und

und 1 Secretario haben können besorget werden; solches scheinet unbegreiflich, wenn man dabey nicht folgende Umstände in Betrachtung ziehet.

1) Waren vor Alters die Fürsten gegen die heutige Lebensweise, mehr wie reiche Haus-Väter als Fürsten zu betrachten: sie legten selbst mit Hand an die Geschäften: sie waren nicht stets mit ihrer Hoheit und mit ihrem Rang in Verlegenheit. Sie hatten keine besondere Sitten-Lehre: ihre Handlungen waren so wohl den menschlichen Pflichten mit unterworffen, als diejenige ihrer Unterthanen. Die Leutseligkeit war bey ihnen eine Tugend, und Hoffart ein Laster. D. Luthers Leiche begleiteten verschiedene Fürsten und Grafen. Der Herzog von Braunschweig erwies dem Johann Arnden gleiche Ehre; der berühmte König in Schweden, Gustav Adolph, gewann durch sein leutseliges Wesen aller Menschen Herzen. Wann er in ein feines Burger-Haus einkehrte, gab er dem Haus-Herrn und der Haus-Frauen, auch so gar den Kindern die Hand. Wie er durch Franckfurt am Mayn mit seiner Armee zog, hatte er sein Haupt entblöst und grüste jedermann freundlich. Wann ein Fürst aus dem Trieb einer natürlichen Güte dieses heut zu Tage thun wolte, würden ihm nicht seine hochmüthige Bedienten vorstellen, er vergebe sich dadurch seinen Respect?

2) Brauchte man in Behandelung der Geschäften keiner so weit hergesuchten Umständen: Die Schreib-Art war ungekünstelt: man schrieb die

die Sachen nieder, wie sie verhandelt wurden: statt der vielen Höflichkeiten und Complimenten brauchte man nur wenig Worte. In Verthaidigung seiner Rechte aber ging man mit der Sprache platt heraus, und war, ohne spitzfindige Feinigkeit, ein wenig grob und schmähsüchtig, dieses war eben nicht zu billigen. Hingegen wurden durch eben diesen männlichen Eiffer die Sachen desto hurtiger zum Ende getrieben und man brauchte darzu nicht den zehenden Theil der Feder-Fechter, wie heut zu Tage.

3) So waren auch diejenige, die dergleichen Schriften und Auffsätze machten, keine so hochbetitelte Excellenzen, wie unsre heutige Staats-Minister und Geheime Räthe; sondern es waren solches Doctores, Candidaten, Notarien, Schreiber und dergleichen, welche alle nach Art derselben Zeit doch wohl studiret hatten, allesamt aber nicht so viel zu unterhalten kosteten, als heut zu Tage ein einziger Staats- und Cabinets-Minister.

4) Wurden die meiste Sachen auf Reichs- und Land-Tägen abgethan, wo man kurz und einfältig damit zu Werck gieng, darüber einen Vergleich, oder wenige Artickel zu Papier brachte, welche von denjenigen, die zugegen waren, als Zeugen unterschrieben wurden, nach der Formul: Testantibus.

5) Wuste man damals von keinen stets fortwährenden fremden Gesandten und residirenden

Mi-

Ministern, welche jetzo ein Hof an dem andern beständig unterhält: durch diese Sorgfalt, da man im̃er wissen will, was an andern Höfen vorgehet, werden so wohl die Geschäften als die Unkosten nicht wenig vermehret. Wann vor diesem von einem Hof an den andern Bottschafter und Gesandten abgeschickt wurden, so geschah solches nur in besondern Angelegenheiten und Vorfällen. Man bediente sich darzu insgemein gelehrter Leute, geist- und weltlichen Standes; diese hatten kein solches Geschlepp von Edel-Knaben, Cavaliers, Liberey-Dienern, Küch- Keller- Cammer- und Stall-Bedienten, wie es heut zu Tage bey grosen Gesandschaften gebräuchlich ist. War die Sache abgethan oder verhandelt, so kehrten sie ohne weitere Umschweiffe wieder nach Hause. So sah es in den alten Zeiten aus, bis nach und nach der welsche Pracht und der Französische Hochmuth die alte glückselige Einfalt der Teutschen verdarb, und alles in ein weitläuftiges und schwülstiges Ceremonien-Wesen trieb, darunter die Geschäfte selbst grosen Aufschub litten, und die Politic Zeit gewann, so viele Verwirrungen zu schmieden, als sie für gut fand. Wir sehen daraus, daß auf diese Art weit mehr Menschen zu den Geschäften erfordert werden, als zu Zeiten Philippi des Grosmüthigen.

Nun solte man dencken, es sey pur unmöglich, daß unsre heutige Höfe bey ihren dermaligen Haushaltungen zu recht kommen könten, da der Pracht, die Schwelgerey, die Unordnung und die Menge der unnützen Müssiggänger, die daran ge-

genähret und gemästet werden, alles zu verwirren und zu erschöpfen scheinet. Wahrlich, sagt der redliche Landgraf Wilhelm, in seinem fürstlichen Schreiben, wann er der Haufen Jäger, Köche und des vielen Gesindes erwehnet, dieses kan in die Länge nicht gut thun. Nun hat es schon zwey hundert Jahre lang gut gethan, und gleichwohl ist der Pracht und die Schwelgerey noch immer gestiegen; wo sonst ein Jäger war, sind deren jetzo zehen; an statt eines Koches siehet man so viel Ober- und Unter-Köche, Leib- und Mund-Köche, Brat- und Stof-Köche, Zucker-Becker und Obst-Einmacher, Küchen-Buben und Bratenwender, Küchen-Schreiber, Silber-Diener, Tafeldecker, Leib- und Mund-Schencken, Kellermeister und dergleichen, daß einem bange wird, wenn einer die Fourier-Zettel eines Hofes lieset: der Cammer- Canzley- Hof- Kriegs- und Staats-Bedienten zu geschweigen, die ein Fürst heut zu Tage in ungleich grösserer Anzahl, als es vor zwey hundert Jahren gebräuchlich war, unterhalten muß. Und gleichwohl trift die Prophezeyung des theuren Landgrafens noch nicht ein. Es ist noch Geld genug an einigen Höfen. Dieses scheinet ein Räthsel zu seyn. Lasset uns solches auflösen.

1) Hat sich seit dem das Geld und Münz-Wesen in Teutschland, durch die eingeführte Handlungen und Fabricken, wie nicht weniger durch die sehr ergebige Gold- und Silber-Bergwercke, überaus vermehret. Die Städte wurden dadurch gros und reich: diese Reichthümer

der Städte machte den Wehrt der Feld-Früchte steigen: Wein, Holz, Waydwerck, Viehzucht, Baum-Früchte und andere Eßwaaren erhöheten gleichfals den Preis dergestalt, daß was vormals nur 1 fl. gekostet, das wird jetzo mit 10 und mehr fl. bezahlt. Wenn man nun davon den gewöhnlichen Licent odes Accis abrechnet, den die Fürstliche Cammer davon ziehet, so kan man leicht urtheilen, warum man bey Hofe jetzo mit so viel Tausenden als ehmals Hunderten rechnet.

2) So hat man auch durch die neue oft eben so schädliche als sinnreiche Auflagen, die Fürstliche Einkünfte stattlich vermehret; dergestalt, daß ein Amt, so vormals nur 3000 fl. eintrug, jetzo wohl 20- bis 30000 fl. auswirft. Es ist aber nicht zu läugnen, daß durch dergleichen übertriebene Geld-Erpressungen das Land an vielen Orten ziemlich verarmet ist: welches allerdings eine schlechte Haushaltung zu erkennen giebt. Denn wo man das Land lies zu seiner völligen Nahrung und zu guten Mitteln kommen, so würden unstreitig die Einkünften noch weit beträchtlicher sein, und die Unterthanen dabey Ursach haben, sich einer weisen und gelinden Regierung zu erfreuen. So aber heißt es, sie sind Bauren, der Bauer muß schaffen. Schlechte Staats-Regel!

3) So haben auch die Französische Flüchtlinge in denen Ländern, wo sie sind aufgenommen worden, allerhand nützliche Manufacturen angelegt

angelegt, und dadurch die gemeine Gefälle über die massen gebessert, wie sie dann in denen Chur- und Marggräflich-Brandenburgischen Ländern, wie auch im Heßischen ganze Städte und Dörffer angeleget haben. Hätte ein blinder Religions-Eiffer die Aufnahm dieser Flüchtlinge an andern Orten nicht verhindert, so würde man durch sie die kostbarste Handthierungen der Ausländer in Teutschland gezogen haben.

4) So hat auch das in allen Fürsten-Häusern nunmehr eingeführte Majorat, vermög dessen das ganze Land nur an den ältesten Prinzen fällt, die Höfe in ein reicheres und prächtigeres Ansehen gebracht; denn zu den Zeiten, da noch die Länder unter so vielen Prinzen, als vorhanden waren, zerstückelt wurden, wie hier aus des Herrn Landgraf Wilhelms Schreiben zu ersehen ist, da alles, was Philippus der Grosmüthige besessen, in 5 Theile zertheilet wurde*, da konte es auch nicht wohl anders seyn, als der Fürstliche Gehalt muste um so viel schmaler ausfallen. Dem unge-

 acht

* Philippus Magnanimus hinterlies nur 4 Söhne, die das Land unter sich theilten. Davon bekam der älteste, nemlich Wilhelm der IV. Cassel: der andere, Ludwig der II. Marpurg: der dritte, Philipp der II. Rheinfelß: und der vierdte, Georg der I. zugenahmt der Fromme, Darmstadt. Was der Durchl. Verfasser hier unter dem fünften Theil verstehet, kan ich nicht anders als dahin ausdeuten, daß derselbe an die Prinzessinnen sey verwendet worden; deren 4 an die vornehmste Reichs-Fürsten sind vermählet, und vermuthlich auch nicht ohne grose Kosten ausgestattet worden.

acht klaget der durchleuchtige Verfasser, daß sie doch ein jeder noch einen grosen ansehnlichen Hof von Edel und Unedel haben wolten, etc. welches unmöglich ohne der Cammer und des Landes mercklichen Nachtheil geschehen kan. Es lässet sich zwar bey einer wohleingerichteten Haushaltung das äusserliche weit prächtiger und artlicher einrichten, als wo es an derselben fehlet, und nur alles unordentlich unter einander verschwendet und ausgegeben wird. Allein man kan auch mit der schönsten Ordnung doch eben wohl die Sachen zu weit treiben, und auch den reichsten Grund dadurch erschöpfen. Die Ausgaben müssen sich also nothwendig nach den Einnahmen richten.

Dieser so nöthigen Erläuterung des dritten Theils des Hochfürstl. Landgräflichen Schreibens, wollen wir auch dessen Beschluß, der ebenfals sehr merckwürdig ist, mit beyfügen.

„Hier wollen wir, fährt der Durchl. Verfasser fort, der grosen Gebäude geschweigen, „darin sonderlich wir uns hart vertieft. Dergleichen das Spielen und das Ausreissen auf „Lanze und zu fremden Fürsten, welche beyde „Stück den Beutel weidlich fegen und räumen, „denn ob man wohl an etlichen Orten ausquittiret wird, so gehet einem doch auf allerley Wege noch eins so viel darauf, als wenn eines daheim wäre. Sintemal wir es alle (ausser „Landgraf George) dermassen angestellet, wenn „wir gleich ausziehen, wir doch daheim in unserer Hofhaltung so viel Gesind hinterlassen, daß

man „

man kaum mercket, daß wir ausgezogen sind, „
darum unsere der Gebrüder, so viel unser ist, „
hohe Nothdurft, daß wir diese Dinge wohl be- „
dencken, und unsere Haus- und Hofhaltung „
anders anstellen, alles ungemächliche und un- „
nothwendige Gesinde, von Grosen bis auf den „
Kleinsten, was man immer entrathen kan, ab- „
schaffen und bis dahin richten, daß wir etwas „
für uns bringen, damit, wann wir etwan zu „
Ehren ausziehen, oder sonst zur Nothdurft was „
thun sollen, wir nicht das Geld mit Beschwer- „
nus aufbringen. „

Was meynen sie, mein Herr, was ich hier wider solche Grund-vernünftige Meynungen zu erinnen habe? Nichts, gar nichts. Allein sie werden sagen: Wann ich des Durchl. Landgraf Wilhelms Lehren und Ermahnungen beypflichtete, so würde ich meinem Prinzen nichts von Virtuosen, Componisten, Sängern, Baumeistern, Mahlern, Modellmachern, Kunst-Gärtnern, ꝛc. (p. 130.) gesagt, noch ihm alle diese Leute zu einer ihm anständigen Lust und Ergötzlichkeit angepriesen haben. Es ist wahr, ich scheine mich hier zu widersprechen. Ich muß mich deswegen erklären.

Der ganze Trieb des Menschen geht dahin, daß er sich zu vergnügen sucht. Giebt man ihm dazu keine unschuldige Vorwürffe, so werden ihm die Laster destomehr zu schaffen geben. Die Scheinheiligen selbst, welche die Natur aus einem verkehrten Eiffer meynen auszurotten, ver-

gönnen sich heimlich diejenige Lust, die sie sich öffentlich versagen, und suchen also darin ein Vergnügen, daß sie wollen für fromm gehalten werden.

Alles, was die Erkentnüs des Menschen und seine Verstandes-Gaben vermehret, und den Geist zu grosmüthigen und edlen Neigungen* erhebet; imgleichen, was in sich schön und liebenswürdig ist, das kan nicht anders als gut seyn. Kunst, Wissenschaft, Pracht, Zierde, Ubereinstimmung, Ordnung und dergleichen, haben unstreitig, wann sie wohl angebracht und regieret werden, obige Eigenschaften; folglich können sie auch nicht anders, als etwas gutes betrachtet werden.

Dieses voraus gesetzet, so werden Sie, mein Herr, in denjenigen Ergötzlichkeiten, die ich meinem Prinzen anweise, nichts finden, welches der Tugend und Hoheit eines weisen Fürstens nicht solte anständig sein: Allein auch das Gute kan böse werden, wenn man darin Maaß und Ziel überschreitet, und solches zu bösen Absichten mißbrauchet.

Ein Fürst ist das Haupt des gemeinen Wesens, folglich ist der Pracht und die Zierde einem Fürsten eigen. Seine Gebäude, Lust-Häuser, Gärten, Zimmer, Geräthschaften, Kleidungen, Pferd und Wägen, Bedienten, Leib-Wachen, Sol-

* Sentimens.

Soldaten, alles muß ein fürstliches Ansehen haben, und denjenigen Glanz von sich geben, der zur Majestät gehöret.

Wie aber, werden Sie mir einwerffen, wann Land und Leut über diesen Fürstlichen Staat zu Grunde gehen? Wie wann bey Hof alles von Gold und Silber glänzet, und auf dem Land nichts als Elend und Armuth erblicket wird? dieses, ich muß es bekennen, ist ein sehr verwerflicher Staat, dem ich niemals das Wort reden werde. Allein, verursacht denn der Fürstliche Pracht, wann er nicht Maas und Ziel überschreitet, eine solche Armuth in dem Lande? Ich bin gar nicht dieser Meynung, vielmehr sind insgemein die Unterthanen selbst Schuld an ihrem Verderben, wenn sie sich nicht regen und arbeiten, sondern ihre Tage im Luder und Müssiggang zubringen. Mittlerweile ihnen der Fürst durch seine Freygebigkeit und stete Ausgaben doch selbst so manche Gelegenheit an die Hand giebt etwas zu verdienen und vor sich zu bringen. Es muß gar ein elendes Land seyn, das seinen Fürsten nicht auch Fürstlich erhalten kan, und es muß ebenfalls auch eine sehr schlechte Haushaltung bey Hofe seyn, wo die ordentliche Einkünfte des Fürstens nicht zu diesem Fürstlichen Unterhalt zulangen solten.

Die Ordnung macht den Pracht eines Fürstens nicht nur geziemend und erlaubt, sondern auch nützlich; denn ein prächtiger Hof bringt dem Land Nahrung, befördert die schöne Künste und

Wissenschaften, erhält Handel und Wandel, und treibt alles auf den nöthigen Umlauf des Geldes. Nur müssen diese drey Stücke dabey wohl beobachtet werden: 1) Daß das Land nicht mit schweren Auflagen gedruckt. 2) Die Freyheit des Volcks nicht gekränckt, und 3) das Geld nicht aus dem Land gestossen wird.

Diejenige Mißbräuche, davon in dem Fürstlichen Schreiben Meldung geschiehet, sind theils abgekommen; theils sind sie auch noch höher gestiegen. Die grose Gebäude, darinn sich der Herr Landgraf und seine Herrn Brüder so hart sollen vertiefet haben, wollen gegen diejenige die man heut zu Tag aufzuführen pfleget, nicht viel sagen: zum wenigsten siehet man davon keine sonderliche Denckmahle. Solte der hohe Verfasser dieses Briefs zu unsern Tagen einen Blick nach seinem Vaterland thun können, so würde er darinn von seinen Hoch-Fürstlichen Nachkommen ganz andre Unternehmungen im Bau-Wesen finden. Unter allen Ausgaben eines grosen Landes-Herrn sind diese wohl die nützlichsten; dann seine Unterthanen ziehen davon den Vortheil: viele Armen kommen dadurch zum Brod, die Künste werden genährt, und das Geld bleibet im Lande.

Das Ausreissen auf Lanze und zu Fürsten, davon hier geredet wird, war eine solche Kurzweil, die auch einiger massen ihren Nutzen hatte; Dann der Adel wurde dadurch zu Rittermässigen Uebungen aufgemuntert, und geschickt

gemacht die Waffen zu führen; Allein man übertrieb es in diesen Ritter-Spielen auf vielerley Art: Das Frauenzimmer, so sich dabey fand, spielte zugleich unter den verliebten Rittern allerhand abendtheurliche Rolen; wie davon die Geschichten und Romanen zeugen. Kurz, der Beutel, wie unser Durchl. Verfasser spricht, wurde weidlich dadurch gefegt, und daheim hielten die Beamten mit dem hinterlassenen Gesinde auch nicht zum besten haus.

An statt dieser altfränckischen Kurzweil hat man nun die Opern und Comoedien, wie auch an ein und andern Höfen die so genante Carossell eingeführet. Wie wohl diese leztere nun auch beginnen aufzuhören. Ob und wie weit die Lust der Schaubühne gut oder schädlich sey, darüber wird vieles gesprochen und geschrieben. Ich halte solche für gut, wann sie nach vernünftigen Regeln eingerichtet ist, und nicht allein zu einer unschuldigen Ergötzlichkeit sondern auch zur Verbesserung der Sitten, zur Aufmunterung der Tugend, zu grosmüthigen Thaten und zur Beförderung der Künsten und Wissenschaften dienet. Wo sich aber das Gegentheil äussert, da ist die Lust der Schaubühne mit nichten als etwas Gutes, ja nicht einmahl als etwas gleichgültiges zu betrachten. Noch ist bey uns Teutschen die Schaubühne nicht völlig gereiniget; sie riecht noch starck nach den Unfläthereyen des Eulenspiegels und des Hanswurstes. Ob das Ansehn eines Französischen Molliere und der berühmten Tragoedien-Schreiber Corneille, Racine und

Voltaire, deren Werke wir bey uns aufführen, uns einen bessern Geschmack beybringen werden, stehet zu erwarten. Zum wenigsten lassen sich solches unsre teutsche Beaux Esprits sehr angelegen seyn. In der Welt ist nichts vollkommen. Wir müssen zu frieden seyn, wann in zweiffelhaften Umständen das Gute auf der Wage noch den Ausschlag hat.

Ob man wohl, fährt obiges Verehrungswürdiges-Schreiben fort, an etlichen Orten ausquittiret wird, gehet einem doch auf allerley Weise noch eines so viel darauf. Solche Beschaffenheit hat es auch noch heut zu Tage mit den Besuchen und Zusammenkünften der Grosen; deßwegen sie auch von Tag zu Tag mehr abkommen; ohneracht dadurch öfters gar wichtige Dinge am kürzten könten abgethan und beschlossen werden. Allein es ist jetzo alles so umständlich und so gezirckelt in der Welt, daß man schier allenthalben an diesen Kleinigkeit hängen bleibet, und die Haupt-Sache darüber aussetzet. Insonderheit kan man mit dem Ceremoniel, davon die Alten wenig wußten, schier niemahls mehr ohne einigen Verdruß aus einander kommen: Ein ausserordentlicher Pracht muß dabey die Grosen allenthalben umgeben: der ganze Hof muß neu gekleidet werden: Leibwach, Geschirr, Pferd und Wagen, alles muß glänzen, und herrlich in das Auge fallen. Wer eine Kayserl. Crönung und dabey die Aufzüge der Chur-Fürsten gesehen hat, kan sich davon eine Vorstellung machen. Zu dem so reiset ein groser

Fürst

Fürst durch keinen Flecken und bey keiner Schanze vorbey, wo nicht alles in Bewegung ist: alle Canonen und Doppelhacken werden ihm zu Ehren abgebrandt: Soldaten, Bürger und Bauren, treten ins Gewehr, ziehen vor, ziehen nach, bewachen das Fürstliche Quartier und machen oft mit diesen Höflichkeiten einen unerträglichen Lermen; wo sie nicht gar für die Ehre des Postens einen kleinen Krieg unter einander anfangen; wie es vor einigen Jahren zu Hildesheim geschah, als Prinz Carl von Lothringen mit seiner Oesterreichischen Gemahlin nach den Niederlanden zog. Da thät es nun schier nöthig ein Fürst nehm seine halbe Schatz-Kammer mit auf den Weg, um genugsame Geschencke und Trinck-Gelder auszutheilen. An den Höfen selbst müssen alle ihm zur Aufwartung angewiesene Personen vom Cammer-Herrn bis zum Küchen-Buben und Stall-Jungen beschencket werden. Dieses alles kostet nun freylich weit mehr, als wenn ein Fürst daheim blieb und seinen Sachen ordentlich abwartete; wie es der fromme Landgraf Georg zu Darmstadt gemacht hat. Zu geschweigen, wie viel ein Fürst durch solches Herumreisen in seinen Geschäften verabsäumet, und wie übel inzwischen daheim die Haushaltung in seiner Abwesenheit besorget wird; denn wo kein Aufsehen und Nachfragen ist, da weiß man wohl wie es hergehet. Dem ungeacht wär es doch gleichwohl zuweilen gar rathsam und gut, wenn grose Herrn selbst einander besuchten; Allein, sie müßten, um obgemeldten Weitläuftigkeiten und Beschwerden zu entgehen, den Fürsten lieber zu Hause lassen,

 und

und darinn dem ruhmwürdigen Exempel des Königs von Preussen folgen, welcher mit wenig Leut so hurtig die Länder durchstreichet, daß er nicht selten von einem Ort schon wieder abgereiset ist, bevor man noch vernommen, daß er da sey; Sein Herr Vater machte es auch so. Er überraschte seine Leute an den entferntesten Plätzen, wo sie sich dessen am wenigsten versahen. Er besuchte den Kayser in Prag, den König von Engeland in Hannover, den König von Pohlen in Dresden, ohne viele Umstände. Es ist also wohl möglich, daß grose Herrn auf solche Weise sich noch einander besuchen, und die viele ungeheure Kosten, die sonst bey ihren Reisen drauf gehen, ersparen können. Nichts macht auch in dem gemeinen Leben den Umgang schwerer und unangenehmer als dasjenige gezwungene und abgezirckelte Wesen, womit die vornehmste Leute mit einander umzugehen pflegen. Alle Zusammenkünfte, alle Gast-Mähler, alle so genante Visiten, sind gleichsam mit einem gewissen Impost beleget. Nicht nur weil man dabey auf eine gewisse Art gekleidet, frisiret und aufgepuzt erscheinen muß; sondern es zeigen sich auch im Weggehen die Dienstboten schier mit offnen Händen, um die Trinck-Gelder zu empfangen. Welche Manieren in der That etwas niederträchtiges haben. Setzen wir hinzu die allenthalben eingerissene Gewohnheit, daß man in denen Zusammenkünften gleichsam spielen muß, so mag es hier wohl recht heissen, wie Landgraf Wilhelm schreibet, daß einem noch eins so viel drauf gehet, als wenn eines daheim bleibet.

Sie

Sie sehen, mein Herr, aus diesen meinen Anmerckungen daß ich im Grund mit Ihnen, was den Inhalt des ganzen Hochfürstl. Schreibens betrift, vollkommen einig bin und auch meinem Prinzen keine andere Staats- und Sitten-Lehre nicht anpreise.

Bey dem Beschluß meiner Anmerckungen find ich noch etwas sehr wichtiges zu erinnern: Es betrift die Kunst Haußzuhalten. Es ist heut zu Tage nicht wohl mehr darinn fort zu kommen, wann wir nicht trachten gewisse Ideen die wir von der Hoheit, von der Grosmuth und von der Freygebigkeit haben zu verbessern.

Einer der von dem andern eine Gabe, ein Geschencke, einen Beystand an Geld, oder sonst eine Freygebigkeit erwartet, schilt ihn geitzig, wenn er ihm solche versaget. Der Geitz, ist eine Wurzel alles Uebels. Kan unsrer Ehre etwas empfindlicher und nachtheiliger seyn? Will man es nun solchen Leuten nach ihrem Sinn recht machen, so muß man freygebig, oder wie das Französische Wort hier gebraucht wird, genereux seyn; Man muß kein Geld nicht sparen, man muß den Leuten geben was sie von uns erwarten und verlangen. Man muß, wann die Casse leer ist, ohne Schwermuth borgen und sich daraus eine Freude machen, jedermann zu dienen. Ist dieses nicht edel? Ist dieses nicht grosmüthig? Alle Welt bewundert die ausnehmende Verdienste eines so grosen Mannes. Man spricht von ihm in allen Gesellschaften. Seine Kleidung,

seine Zimmer, seine Liberey-Diener, seine Kutsch und Pferde, alles ist glänzend, alles ist herrlich. Doch was folget daraus? Die Freygebigkeit nimt auf einmahl ein Ende, die Schulden wollen bezahlet seyn, darzu aber sind keine Mittel mehr vorhanden, dieser grose Mann bringet seine Glaubiger um ihr Geld, und weis sich noch immer gros damit, daß er solches hat durchgebracht.

Laßt uns jezt dem grosmüthigen Freygebigen den so übel beschrienen Geitzigen entgegen setzen: Dieser siehet auf Ordnung und Fleiß: Er untersucht den wahren Werth der Dinge: Er hält das Seinige zu Rath: Er weis worzu das Geld in der Welt gut ist: Er hält auf Billigkeit und Recht: Er haßt die Müssiggänger und die Windmacher, die so hochmüthig borgen, als nicht bezahlen. Er schilt auf die Mißbräuche und Thorheiten. An seiner Tafel herrscht mehr Reinigkeite und guter Geschmack als Verschwendung und Ueberfluß. Er dingt genau, zahlt alles baar und läßt sich nicht leicht betrügen. Er hält sein Wort, damit andre zu lehren, daß sie es wieder halten sollen, und thut niemand kein Unrecht, damit man nicht Ursach habe ihn vor Gericht zu ziehen. Er sucht durch seinen Fleiß und durch ein ordentliches Haus-Wesen seinen Zustand noch immer zu verbessern, und seinen Erben ein Guth ohne Verwirrung und Rechts-Streit zu hinterlassen. Sehet hier das Bild eines Menschen den man geitzig nennet. Ich gehe zur Wahrheit. Ich frage sie: welcher von

bey-

beyden der nützlichste Bürger und redlichste Mann sey. Der grosmüthig Freygebige, oder der Geitzige? Die Wahrheit spricht unverholen das Urtheil für den lezten, und verdammet den ersten als einen hochmüthigen Betrüger, und ungerechten Mann.

Ich überlasse Ihnen, mein Herr, diese Ideen der Grosmuth und des Geitzes aus einander zu setzen, vielleicht finden sie so wohl wie ich, daß unsere grose Herrn übel thun, wenn sie aus einer zur Unzeit angewandten Freygebigkeit Land und Leut ruiniren; und daß es besser um das gemeine Wesen stehen würde, wo man die Haushaltung und Ordnung nicht zum Geitz, und die Verschwendung nicht zur Grosmuth machte.

II.

Unmasgeblicher Vorschlag, zu Ausfindung eines sichern Contribuirungs-Mittels, in ausserordentlichen Fällen.

Es ist unter den Rechts- und Staats-Gelehrten eine beständige Frage, wie in Noth-Fällen ein sicherer und schleuniger Modus colle-ctandi auszufinden sey, der weder zum Schaden des gemeinen Wesens, noch zur unbilligen Beschwerde der Einwohner gereichen mögte.

So lang noch reiche, hochmüthige und wohl-

wohllüstige Leute im Lande sind, welche zur Vermehrung ihres Prachts, zur Stillung ihres schleckerhaften Appetits, und zur Vergnügung ihrer sinnlichen Lust, tausend und abermahl tausend, sonst wohl entbehrliche Dinge, nicht entbehren können noch wollen, so lange finden sich auch Mittel genug, gewisse Geld-Summen hurtig aufzubringen, die weder den Armen drucken, noch dem Reichen empfindlich sein können.

Alle Schatzungs-Anlagen Kopf- und Vermögens-Steueren, sind zwar an und für sich selbst nicht ungerecht; allein sie wiederstreben der Freyheit des Volcks, sie vertreiben die Handlung, und geben Anlaß zu unzehlichen Betrügereyen und falschen Eyd-Schwüren. Kein Mensch läßt sich gern in seinen Beutel sehen: man pflegt solchen gern wie den Grund seines Herzens verborgen zu halten.

Ich achte also diese öffentliche Anlagen für die besten, welche unmercklich diejenigen am meisten treffen, die das meiste haben, oder die aus Frevel und Muthwillen sich eben so aufführen. Zu den ersten weiset uns die Vernunft und natürliche Billigkeit; zu den andern aber die Gerechtigkeit, die einem jeden vergilt, wie er handelt.

Die Auszeichnungen der Reichen, der Hochmüthigen, und der Wohllüstigen, bestehen hauptsächlich in diesen dreyen Stücken 1) in der Wohnung. 2) Im Kleider-Pracht. 3) In

Essen und Trincken. Laßt uns diese drey Stücke näher betrachten, wir werden hier eine trefliche Kuxe von geschwinder Ausbeute finden.

I.

Erstlich ist zu mercken, daß ich hier nicht von den Häusern, sondern von Wohnungen rede: denn die Häuser können theils verschuldet, theils unbewohnet seyn, und theils auch sonst nichts eintragen. Wie nun dieses ohnedem ein Unglück für die Eigenthümer ist, also wär es auch unbillig sie darüber noch mit in die Anlag zu bringen. Was aber einer wircklich verwohnet, das zeiget von seinem Vermögen, oder von seinem Nutzen, den er aus solcher Wohnung ziehet; denn kein Vernünftiger wird einen grosen Pallast bewohnen, oder sich in einen grosen Hauszinß stecken, der entweder darzu nicht das Einkommen besitzet, oder keinen gewissen Nutzen daraus zu ziehen verhoffet. Hier liegt also deutlich das Vermögen und der Zustand eines jeden überhaupt vor Augen; und hierauf kan man also am sichersten diejenige Auflage wagen, die im Nothfall zum Besten des Staats die benöthigte Gelder abwerffen soll.

Die erste Gattung der Renten, sind diejenige die in Pallästen wohnen, davon ein jeder den Werth von 15000. fl. bis auf 30000. fl. haben kan.

Die andere Gattung sind die reiche Handels-

dels-Häuser, davon ein jedes seinen Werth auf 10. bis 20000. fl. sich belauffen kan.

Die dritte Gattung, sind die vornehmste Gast-Häuser, die nicht geringer als die obigen im Anschlag zu seyn pflegen.

Die vierte Gattung sind die gemeine bürgerliche Häuser, die 5. bis 10000. fl. im Werth haben.

Die fünfte und lezte Gattung sind die geringe und schlechte Häuser, welche theils nur tausend und 2000. fl. theils nur einen ganz niedrigen Werth haben.

Hiernechst sind auch die Höfe und Lust-Gärten, die zu einer grosen Stadt gehören, mit in die Anlage zu bringen, weil nur allein vornehme und wohlbegüterte Leute dergleichen zu besitzen pflegen.

Diese Anlage käm nun, wie bereits oben gemeldt, nicht so wohl auf die Eigenthümer der Häuser, Höfe und Lust-Gärten selbst, sondern auf diejenige die solche in Besitz haben; doch so, daß wo solche von Fremden bewohnet und benutzet würden, der Eigenthümer von dem davon ziehenden Zins, oder Pacht, das Seinige abgeben müste. Genieset aber der Eigenthümer einen Theil seines Hauses oder seines Gutes selbst, so wird ihm solches im Werth, als der Zins davon ausmachen würde, angeschlagen: Besitzt er aber alles allein, so trägt er auch allein davon die Beschwerde. Dergestalt daß also durchgehends

nicht

nicht das Haus an und für sich selbst, sondern nur dasjenige was einer verwohnt, oder von fremden an jährlichen Zinse erhebet, hier angeschlagen wird.

Wenn einer nun 500. fl. es sey in seinem eignen, oder in einem Lehn-Hause, verwohnet, und die Anlag auf 5. von hundert gemacht würde, so zahlet derselbe 25. fl. Und dieses wär der höchste Preiß in Anschlagung eigner Häuser, wenn auch gleich das Haus 20. 30. und mehr tausend fl. werth wäre. Da im Gegentheil, wann einer 1000. fl. verwohnte, er diese 1000. fl. mit 50. fl. zu verschätzen hätte. In Betrachtung weil der Zins hier auf eine gewisse Summa bestimmet ist, welches in Bewohnung eigner Häuser nicht so wohl geschehen kan; anbey auch gewisse Umstände sich finden können, daß einer sein eigen Haus, so er selbst bewohnet, nicht wohl anders benutzen oder verzinsen kan; wenn es gleich noch so kostbar, und hoch im Werth sein mögte; welches von den Quartier-Herrn, davon wir hernach sprechen werden, leicht zu reguliren wär.

Dieses voraus gesezt, so käm auf den reichsten und vornehmsten Mann, wenn er auch tausend Gulden verwohnte, doch mehr nicht als 50. fl. ausserordentliche Anlag oder Beysteuer; Der Arme aber, der in einem schlechten Häusgen etwan 20. fl. verwohnte, oder Hauszins gäbe, nur 1. fl. Hätte nun der Reiche dabey auch einen Hof, oder Lust-Garten bey der

 Stadt,

Stadt, dann die Ritter-Güter anderwärts in Anschlag kommen, so gäbe er nach desselben Betrag zu 3. pro Cent. angeschlagen den 5ten Pfennig: in Betrachtung daß die Land-Güter selten mehr als 3. pro Cent. einzutragen pflegen, die Lust-Gärten aber noch weniger Nutzen bringen. Trüg also das schönste Land-Gut bey einer grossen Stadt, wenn es auch über 40000. fl. werth wär und von dem Eigenthümer benutzet würde, nach dem Anschlag à 600. fl. Interessen mehr nicht als 30. fl. Folglich gäb der reichste Mann der allein über 80. und mehr tausend fl. in Häusern, Höfen und Land-Gütern stecken hätte, hier zusammen doch nicht mehr als 80. fl. Worüber er sich wohl nicht beschweren würde.

II.

Die andre Auszeichnung der Reichen bestehet in dem äusserlichen Pracht und in der Art sich zu kleiden: sie tragen Sammet, Seiden, Gold, Silber, Jubelen und dergleichen. Auf diese Dinge lies sich nun füglich eine kleine Auflage machen, welche hurtig stattliche Summen zusammen bringen, dabey niemand beschwerlich fallen dürfte, als einigen närrisch hochmüthigen Leuten, die es darinn den Reichen nachzumachen pflegen, ohne darzu die gehörige Einkünfte zu haben.

Weil aber insgemein diejenige die Sammet und Seiden tragen, auch sich mit Gold, Silber und Jubelen zu behängen pflegen, so könte man eine jede Person, die sich durch der-

gleichen

gleichen Tracht von dem gemeinen Pöbel unterscheidet, überhaupt zu 3. fl. anschlagen.

Es müsten aber hier keine personæ privilegiatæ gelten, dann weil der Nutzen des gemeinen Wesens mit dieser Sache verbunden ist, so würde es sich auch übel anlassen, wann die vornehmste und reichste Familien darinn eine Ausnahme für sich verlangen wolten.

Alle diese Gelder, könten binnen 8. Tagen auf folgende Art gehoben werden. Es müsten in einem jeden Quartier der Stadt, gewisse Quartier=Herrn bestellet werden. Man könte darzu zwey Bürger=Officiers ernennen, welche von zwey Raths=Herrn begleitet, von Haus zu Haus, zu einer gewissen darzu anberaumten Zeit, diese ausserordentliche Abgaben einsammlen könten. Auf solche Weise dörfte man nicht erstlich lange warten, bis es denen Einwohnern gelegen wär, ihren Beitrag auf die Kammer oder auf das Rathhaus zu bringen. Man machte einem jeden die Rechnung, laut obgemeldten Anschlag. Man foderte den 5ten Pfennig von dem, was ein jeder verwohnte, und von dem Ertrag der Land=Güther: man schlüg 3. fl. auf die Tracht, von Gold, Silber, Jubelen, Sammet und Seiden: Dieses alles würde hurtig von statten gehen, und niemand Ursach geben sich zu beschweren, als ob ihm Unrecht geschehe.

III.

Die dritte Auszeichnung der Reichen beste-

het ferner in einer guten Tafel, oder daß sie besser essen und trincken, als arme und geringe Leute. Solchemnach kan man im Nothfall die Accise auf die ausländische Weine und gebrannte Wasser, auch fremde Lecker-Bissen, Austern, Sardellen, frische, gesalzene und marinirte Fische: geräuchert Fleisch, Schincken, Knackwürste, Capern, Oliven, Mandeln, Feigen, Rosinen, Zucker, Thee, Caffee, Chocolade, Schnupf- und Rauch-Toback, und dergleichen erhöhen; und wenn der Belauf von dieser Anlage schnell müste beygebracht werden, so könte man diese Gelder von einigen inländischen Capitalisten aufheben, und sie, bis zu ihrer völligen Abzahlung, auf diese Gefälle ordentlich anweisen.

Diese Erhöhung der Accise, in Ansehung der allerentbehrlichsten Dinge, welche doch gleichwohl nur die Reichen allein nicht entbehren können noch wollen, solte in einem Jahr sehr beträchtliche Summen abwerffen; dann ich rechne, daß in einer grosen Stadt von 100000 Einwohner, wenigstens 20000 Bemittelte seyn mögen. Wann nun in einer solchen Stadt sich auch beständig viel Fremde aufhalten, oder auf- und abreisen, und dabey wichtige Handlungen getrieben werden, so würde diese Erhöhung der Auflage auf die Consumtions-Waaren jährlich wenigstens 100000 Rthlr. auswerfen. Man erwege nur, was allein jährlich die Weine verzollen? Wie viel Französische, Italiänische, Spanische und Ungarische Weine gehen nicht an einem Ort darauf, wo ein groser Adel ist, und viele reiche Leute sind, die sich dem-

demselben gleich halten? Wie viel Bier und Brandewein, wie viel warme Zucker-Geträncke werden da verbraucht, davon auch die ganz leichte Abgaben doch eine nahmhafte Summa ausmachen.

Diese dreyerley Gattungen von Auflagen, die von der Gemächlichkeit, dem Hochmuth und der überflüßigen Zehrung der Reichen hergenommen werden, dürften ohnfehlbar so viel als die verhaßte Contributions-Mittel der Schatzung und Vermögen-Steuer im Nothfall betragen. Zumal wann noch darzu in solchen Fällen, wo der Staat einiger Noth und Gefahr ausgesetzet wär, als eine vierdte Art des gemeinen Zuschusses, alle und jede Staats-Bedienten von ihren Besoldungen, den zehenden auch wohl zwanzigsten Pfenning zum Besten der Cammer, oder gemeinen Casse nachlassen würden. Denn es wäre gleichwohl etwas unanständiges, wann diejenigen, die dem gemeinen Wesen vorstehen solten, im Nothfall, da es an Geld gebricht, demselben mit ihren Pensionen zur Last fallen wolten. Ich weiß, daß diese Anmerckung manchem nicht gefallen wird, der seinem Fürsten oder dem Vaterland nur um den blosen Sold dienet, und sich im übrigen um die Wohlfahrt des gemeinen Wesens wenig bekümmert; allein, man kan solches bey dieser Gelegenheit nicht wohl unerinnert lassen. In allen Fällen gilt das Exempel der Grosen. Wo die Häupter und Vornehmsten des Staats ihren eigenen Nutzen auf Unkosten des gemeinen Wesens suchen, und in Nothfällen alle

Lasten und Beschwerlichkeiten gern allein auf die Bürger weltzen, da muß man sich nicht wundern, wann diese mißmuthig werden, und über die Ungerechtigkeit sich empfindlich zeigen, womit sie meynen, daß man sie unterdrucken wolte.

Was den modum collectandi auf dem Lande betrift, so kan man in den Marckflecken und Dörfern obige Mittel, so weit sie hier statt finden, ebenfalls gebrauchen. Im übrigen mögte allenfalls eine kleine Auflage auf die Ländereyen, nach der Morgen-Zahl, hier am füglichsten angebracht werden; wiewohl diese Art des Beytrags nicht viel sagen und dargegen ein groses Lamentiren bey den armen Land-Leuten verursachen würde. Ich rathe nie, den Landmann, er sey edel oder unedel, mit grosen Auflagen zu beschweren, denn er muß aller und jeden Nahrung den ersten Stoff und besten Trieb geben. Billig solte man sich deswegen an den üblichen Zehenden, bäuerlichen Frohndiensten und gemeinen Straf-Gefällen vergnügen. Es ist fürwahr eine so unweise als unglückliche Politic, daß man bey uns das armen Bauren-Volck allenthalben so hart pfleget mitzunehmen, und sie, ohneracht ihres sauren Schweisses und aller Ochsen-Arbeit, damit sie ihr trocknes Brod verdienen müssen, in beständiger Dürftigkeit unterhält, dadurch sie öfters in solche Umstände gerathen, daß sie mehr ihrem Vieh als vernünftigen Menschen ähnlich sind.

Keine Nation ist glücklicher, ohne Beschwernus des Staats in der Geschwindigkeit grose

Geld-

Geld-Summen aufzubringen, als die Engelländer; dieses aber komt von der geschickten Verwaltung der öffentlichen Gefällen und von den reichen Handels-Häusern, die immer baare Münzen in Bereitschaft liegen haben, und solche ohne Gefahr dem Staat vorschiesen können.

Ich meyne inzwischen hierdurch zur Genüge dargethan zu haben, wie man im gemeinen Nothfall gar ansehnliche Summen erheben könte, ohne daß dadurch jemand Ursach hätte, sich darüber zu beschweren; da es im Gegentheil mit allen Kopf-Steuren, Schatzungen und Vermögens-Beyträgen eine solche Beschaffenheit hat, daß sie jedermänniglich äusserst verhaßt, dem Staat selbst aber und dessen Aufnahme höchst zuwider sind. Insonderheit können solche durchaus bey keiner grosen Handlung bestehen. Wie davon die Exempel allenthalben vor Augen liegen. Die Herren von N = = sehen lieber, wann ihre Bürger sich mit allerhand Tändeleyen und Kleinigkeiten abgeben, als wenn sich viele vornehme und vermögende Handels-Leute dahin ziehen, die nach Art der reichen Leute köstlich zu leben und einen grosen Staat zu machen gewohnet sind. Denn wo die Handlung zunimt, da nehmen auch die Einwohner und die Reichthümer zu; wo diese zunehmen, da steigen die pretia rerum, da giebt es mehr Geschäfte, mehr Unruh, mehr Sorge. Warum solten diese Herren, da sie mit ihrem Sold jetzo so wohl und so gemächlich leben können, den Staat vergrösern und bereichern helffen, da sie hernach vieles theurer bezahlen und sich mehr

Mühe auf den Hals laden müsten? Wie aber, wenn sie bedächten, daß die meisten unter ihnen ansehnliche Land- und Ritter-Güter, und in der Stadt grose Häuser besitzen, davon die letzte leer stehen, und die erste nicht viel einbringen, würden sie nicht die Sache auf der andern Seiten lernen einsehen, und das salus publica suprema lex esto erkennen lernen?

III.

Die Misbräuche.

Die Klagen über die herrschende Misbräuche sind allgemein: niemand aber hat das Herz sich ihnen entgegen zu setzen, da doch ein jeder auf gewisse Art darunter leiden muß. Brächten es die Gesetze so mit sich, daß man gewisse Thorheiten mitmachen müste, so könte man kein redlicher Burger seyn, ohne einen Thoren mit abzugeben. Allein, GOTT Lob! dergleichen Gesetz haben wir nicht.

Der Gebrauch macht unterdessen den Wohlstand. Wer diesen nicht beobachtet, der ist nicht artig, der ist nicht klug, der weis nicht zu leben. Dieses sind starcke Beweg-Gründe, ich muß es bekennen, alle Narrheiten in der Welt mitzumachen.

Ein Weiser, spricht die Vernunft, der den Werth der Tugend kennet, verachtet den

Beifall der Thoren. Er liebt das Gute nicht weil es gelobt wird, sondern, weil es gut ist. Was aber gut ist, das hat die Art der Glückseligkeit; deswegen ist die Weisheit stets mit dem Guten beschäftiget: sie richtet ihre Handlungen nicht nach dem Wahn der Menschen, sondern nach dem wahren Werth einer jeden Sache selbst. Die Probe von der Richtigkeit ihrer Schlüsse bezeiget sich an unserem Herzen durch die Empfindung einer wahren und beständigen Zufriedenheit.

Alle im Schwang gehende Misbräuche, haben etwas thörigtes: sie setzen uns in einen unnöthigen Zwang, sie zerstreuen unsre Sinnen, sie beschäftigen uns mit unzehligen nichtswürdigen Kleinigkeiten, und stöhren durch die Menge ihrer eitlen Vorwürffe die Zufriedenheit unseres Gemüths.

Laßt uns demnach hier kürzlich untersuchen 1) was eigentlich Misbräuche sind, 2) wie und auf was Weise ihnen könte begegnet werden.

I.

Unter dem Wort Misbrauch versteh ich alle diejenige Handlungen, da man gewisse Gebräuche die ein allgemeiner Wohlstand eingeführet hat, dergestalt übermachet, daß einem dadurch allerhand Weitläuftigkeiten, Schaden und Verdruß zuwachsen: sie sind freiwillige Handlungen, und darinn von den Pflichten unter-

schieden, daß uns zu diesen gewisse Gesetze verbinden.

Die Mode, wie man das närrische Ding nennet, hat die Misbräuche auf die Welt gebracht: sie äussern sich in dem ganzen menschlichen Leben auf verschiedene Weise, vornehmlich in Essen, Trincken, Kleidern, Ceremonien und andern dergleichen Umständen, wo der menschliche Hochmuth sich zu zeigen Gelegenheit findet.

Der Misbrauch in Essen und Trincken ist zu unsern Tagen sehr weit gestiegen. Alle Vertraulichkeit und Freundschaft scheinet dabey aufgehoben zu seyn. Es ist wahr, das schändliche Laster der Trunckenheit, darüber das fromme Alterthum so billige Klagen geführet, ist nun ziemlich ausser der Mode gekommen: man würde es für etwas grobes und ungeschliffenes halten, wenn einer bey einer so delicaten Lebens-Art sich besauffen, oder seine Gäste darzu nöthigen würde: diese schweinische Aufführung ist nur noch unter dem Pöbel anzutreffen: unsere durch zärtliche Speisen und warme Geträncke verdorbene Mägen, haben uns zu einem Laster untüchtig gemacht, welches sonst die Vernunft schwerlich allein würde aus der Uebung gebracht haben. Allein, statt dieser gezwungenen Mässigkeit im Trincken, herrschet im Gegentheil die gröste Schwelgerey in der Art Tafel zu halten, und allerhand Speisen aufzutischen. Alles hat sich hier in ein künstliches Gemengsel von seltsamen Gerüchten verwandelt. Die Gäste werden

den mehr zu Zeugen einer verschwenderischen Pracht, als zum Genuß einiger schmackhaften Speisen eingeladen. Die Kunst, die ich sonst allenthalben verehre, ist hier so übel angebracht, daß sie uns schier um Gesundheit, Leib und Leben bringt. Seneca sagte schon zu seiner Zeit, daß die vielerley Speisen auch vielerley Kranckheiten verursachten *. Die Folgen davon waren nicht minder unglücklich für den Staat: dieser wurde mit kranck: Die mächtige Römer, diese grosmüthige Bezwinger der Welt, wurden nicht so bald durch ihre Wohllüste verzärtelt, so machte sie auch diese Verzärtlung weichlich, furchtsam, und niederträchtig: sie wurden von ihren Kaysern, und diese wiederum von barbarischen Völckern aufgerieben. Wir haben vor diesem ihren Tugenden nachgeahmet; was können wir uns für ein Schicksal versprechen, da wir ihren Lastern folgen?

Wie unschuldig, wie vergnügt kamen vor Zeiten gute Freunde zusammen! Es stöhrte deswegen keiner den andern in seinen Geschäften; sah einer, daß der andre zu thun hatte, so gieng er wieder weg. Man nahm sich einander nichts leicht für übel; man as mit einander, à la fortune du beau, wie es die Franzosen nennen: Dieses geschah ohne Gepränge, ohne Weitläuftigkeit, mit wenig Kosten ohne Ueberfluß; keine

Frau

---

* Innumerabiles morbos esse miraris, coquos numera multos morbos multa fercula fecerunt. *Senec. Epist.* 95.

Frau verzog leicht darüber das Gesicht, wenn etwa ein Gast von ungefähr sich meldete. Die Bande der menschlichen Gesellschaft wurden durch solche Vertraulichkeit noch immer stärcker, und indem man ohne Zwang und ohne Ungemächlichkeit beysammen seyn konte, so empfand man auch dasjenige Vergnügen, welches das gesellige Wesen schencket, und welches uns heut zu Tag schier unbekant ist. Alle unsere Gesellschaften und Zusammenkünfte sind abgezirckelt. Man macht die Anstalten darzu viele Tage voraus: Man erschrickt, wenn jemand unangemeldt ins Haus tritt: Man ängstiget sich über ein Stäubgen, das der Besen verschonet hat, oder über einen Flecken, den niemand wahrnimt. Man bittet sehr um Verzeihung, daß man nicht völlig angekleidet, frisiret und geschmieret ist; nicht anders, als ob man ein groses Verbrechen begieng, daß man sich nicht vortreflicher antreffen lies, als einem Stand, Glück und Natur gemacht haben.

Doch die Zeit komt, da man sich in der Gesellschaft zeiget: Welcher Zwang! Alle Worte, alle Minen, alle Gebehrden, alles ist hier abgemessen: Man sezt sich in einen Zirckel, man betrachtet sich einander von oben bis unten. Das sonst geschwätzige Volck, unterhält sich so lang mit einigen Crimassen, bis das Spiel beginnet anzufangen. Wann dieses zu Ende ist, so gehet man in eben solchem Gepränge wieder von einander, wie man zusammen gekommen ist.

Eins-

Einsmahlen wurd ich in einer solchen Zusammenkunft ein paar alten Damen zu theil: Sie spielten scharff, und sahen mich für lauter baar Geld an; ich hätte mich gern mit 1. paar Ducaten losgespielet; allein so gut wurd es mir damahlen nicht. Die Zimmer waren krell geheizt: Alle Fenster und Thüren wohl verwahrt: ich schöpfte vergebens nach frischer Luft. Mit einem Wort: ich wurde recht warm gehalten. Verlohr eine von meinen Damen ein Spiel, so hatte ich nicht recht gespielt; ich muste darüber die Wirckung ihres Zorns empfinden, die Scharffsinnigkeit ihrer Urtheile bewundern, und um Vergebung bitten. Dieses war nicht genug: Eine von diesen klugen Spielerinnen bediente sich beständig eines Fern-Glases, und indem sie that, als ob sie damit anders wohin sehen wolte, druckte sie das eine Auge zu, und schickte das andere mit einem schnellen Blick in ihres Nechsten Charte auf Kundschaft. Das schlimste bey diesen verjährten Gesichtern, war dieses, daß das Spiel kein Ende nehmen wolte. Diese Lust war allem Ansehen nach die einzige, die ihnen der Wohlstand ihrer Jahre noch zu erlauben schien. Armseliger Zeit-Vertreib! dacht ich bey mir selbst, sind dieses die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, so will ich mich derselben gern entziehen.

Man nenne mich einen Eigensinnigen, einen Grillenfänger, einen Menschenfeind: Man thut mir recht: Ich finde die Menschen abgeschmackt: Was kan mir gleichgültiger seyn, als

was sie von mir halten, da ich so wenig von ihnen halte. So sprach, so urtheilte ich damals bey mir selbst, als mich meine Höflichkeit so viel Zeit und so viel Gedult kostete, um die Ehre zu haben mit zwey alten vornehmen Damen zu spielen.

Dieser Unmuth daurete bey mir doch nicht lange. Ich kam zu andern artigen Leuten, und wurde wieder gesellig. Ich sah, daß man ein kleines Spiel wohl mitmachen konte, ohne dabey einer so grosen Gedult vonnöthen zu haben. Allein unsern ganzen Umgang in ein bloses Spiel zu verwandeln, ist eine schlechte Kurzweil für Leute die keinen Mangel an Verstand und Empfindung haben.

Was die Art sich zu kleiden betrift, so kan man die Menschen überhaupt darum nicht schelten, daß sie dabey, nebst der Nothdurft und Bequemlichkeit, auch auf die Zierde und Wohlanständigkeit des Leibes bedacht sind. Dann ob wohl diese Geflissenheit sich zierlich und nett zu kleiden auf unsre Eitelkeit sich gründet, so ist sie darum doch nicht allezeit etwas Böses; denn wer die Eitelkeit dem Menschen verbieten wolte, der müste ihm auch verbieten zu leben. Ich bin kein Vertheidiger derjenigen allzuweit getriebenen Sitten-Lehre, die alles was eitel ist zur Sünde macht. Ich weis daß es der Jugend nichts benimt, wenn man dasjenige was schön und reinlich ist auch in den Kleidern liebet; Allein man muß darinn die Regeln der Ehrbarkeit be-

beobachten, und sich dabey mit keinem närrischen Stolz über seinen Stand und über sein Vermögen heraus setzen.

Insonderheit sind die ausschweiffende und stets veränderende Moden in Ansehung der Kleider-Tracht, ein recht närrischer und schädlicher Misbrauch. Diese Moden schleppen einen in unendliche Weitläuftigkeiten, wenn man sich einmahl mit ihnen eingelassen hat. Will man es aber halb mit der Vernunft und halb mit der Mode halten, so wird man dadurch weder der einen noch der andern es recht machen. Eine halbe Gefälligkeit in Ansehung der Misbrauche ist mehr ein ganzer Beyfall, als ein halber Widerspruch. Ein Frauenzimmer, welches z. E. einen Reif-Rock von 8. Elen breit trägt, unterstützet dadurch die Mode derjenigen die darzu 12. Elen brauchen; so ungeheuer und närrisch auch diese Maschine an einem menschlichen Cörper läßt; so hat sie doch gleichwohl in Ansehung derjenigen die 4. Elen weniger darzu brauchet, 4. Grad mehr Vernunft. Wolte man aber diese lächerliche Tracht abbringen, so müste man solche weder mit sechs noch mit acht Ehlen nachahmen.

So trugen vor ungefähr 20. Jahren, die Mannsleute grose aufgestürzte Aufschläg einer ganzen Pariser Elen breit. Als anfänglich diese Tracht aus Paris kam, sezten die Schneider in Sachsen derselben noch ein paar Zoll hinzu, dergestalt, daß die Aufschläge, wie die Flügel der ge-

gemahlten Cherubinen, an den Schultern hiengen. Als nun damit die Gläser und Schüsseln bey Tische in Gefahr stunden, entweder umgestossen oder verwischt zu werden, so machte man sie wieder kleiner, und paßte sie glatt an. Diese Mode aber währte nicht lang: Sie lies zu schlecht: Man schnitt also die Aufschläge wieder auf, und läßt nun solche zum Trotz der Gläser und Schüsseln noch weiter herunter hängen als zuvor.

Diese Moden-Veränderung herrschet in allen Dingen und verursacht einen nicht geringen Schaden in den Haushaltungen, z. E. in dem Silber-Geschirr, welches man immer nach der Mode wieder neu herum schmelzen, und bald kraus, bald glatt, bald durchbrochen, bald erhaben, bald gewunden, bald oval, bald wieder auf eine andre Art arbeiten lässet. Vor Alters machte man sich eine Ehre draus, dergleichen Geschirr von seinen Vorfahren aufzuweisen und damit zu prangen. Heut zu Tag schickt man aus einer blosen Mode-Narrheit, das alte, von seinen Eltern geerbte, und öfters auf das künstlichste ausgearbeitete Silberwerck in die Münze, und kauft dafür ein neues, welches, wenn es ein paarmal gebraucht ist, nicht selten bey einem Juden versezt wird.

Noch alberer, und eben so schädlich sind diejenige Misbräuche, die man bey Gelegenheit der Kindtauffen, Hochzeiten, Leichen-Begängnüssen und dergleichen, als einen Wohlstand zu

beob-

beobachten pflegt. Seit dem die Menschen die Aufrichtigkeit verlohren haben, treiben sie alles auf den blosen Schein, und auf ein äusserlich verstelltes Wesen. Dieses giebt im bürgerlichen Leben Anlas zum Pracht und zur Hoffart; im geistlichen Leben aber, zur Heucheley und zur Scheinheiligkeit. Wir übermachen es in allen äusserlichen Geprängen, und lassen es lieber an dem nöthigen und nützlichen ermangeln, um, wie wir Teutsche sprechen, einen grosen Wind zu machen. Hier hat ein ehrlicher Mann zu thun, daß er mit Ehren durch die Welt kommet. Ich sage nicht, daß er sich als ein wircklich ehrlicher Mann betrage, Treu und Zusag halte, niemand beleidige noch Unrecht thue, den Seinigen wohl vorstehe, und zugleich als ein wahrer Patriot mit auf die Wohlfahrt des gemeinen Wesens dencke: Dieses sind nur Kleinigkeiten, die kaum ins Auge fallen, und davon man eben so wenig spricht: Es sind weit andere Dinge, die uns das Ansehen der Welt, und den Beifall der Menschen erwerben. Hier muß alles glänzen und in die Augen fallen: Palläste, Zimmer, Geschirr, Leib-Diener, Pferd und Wagen, Titel, Würden, Wappen, Ahnen, geborgt oder eigen, wer nur das Herz hat sie zu führen; Sehet, das bringt Ehre, und giebt einen Rang vor allen armen Tugenden und Wissenschaften.

Wolte man aller Misbräuche hier erwehnen, so müste man ein eigenes Buch darüber schreiben, und doch würde man kaum damit

fertig werden. Theils sind durch eine lange Gewohnheit privilegirt worden; Theils ziehen ihren Ursprung von der Clerisei und von alten Weibern, die solche zu ihrem Nutzen erfunden haben. Theils haben wir solche denen eitelsten und hochmüthigsten Leuten zu dancken. Allesamt aber, rühren dieselbe von einer närrischen Nachahmung her, da immer einer es dem andern sucht nach zu machen, ja in gewissen Fällen aus Ehrgeitz noch vorzuthun. Je weniger man sich hier den Gewohnheiten widersetzet, je stärcker werden sie in ihren Fortgängen, dergestalt, daß wo die Obrigkeit nicht selbst eine Ordnung in solchen Fällen gemacht hätte, welche den Wohlstand des gemeinen Wesens betreffen, so wären die Misbräuche zu einer solchen Weitläuftigkeit gediehen, daß endlich lauter Unordnung daraus entstanden wären.

Bey allem dem aber ist zu verwundern, daß man noch nicht die unverschämte Betteleien bey den Kindtauffen abgeschaft hat. Ich will nicht sagen, wie wenig die dabey übliche Ceremonien mit den einfältigen Gebräuchen der ersten Kirchen übereinstimmen. Es ist löblich, daß man damit so andächtig und christlich zu Wercke gehet, als möglich. Allein, was sollen dabey die Gevatter-Leute? sie sollen versprechen sich des jungen Tauf-Paten in Ermangelung der Eltern anzunehmen, und solches, so unartig es immer mag erzogen seyn, zum Christenthum und zum Catechismo anzuhalten? Sind dieses nicht liebe Kirchen-Förmelger? Es ist ja bekant

daß

daß die wenigste Gevatter-Leute sich eines Tauf-Kindes auf obige Weise annehmen können: Zumahl wann sie eines andern Glaubens sind, oder an andern Orten wohnen, oder auch mit sich und den Ihrigen genug zu thun haben.

Ein gewisser Cavalier, der diesen Misbrauch nicht leiden konte, pflegte seine Kinder selbst zu heben, oder sand einen seiner Bedienten mit seiner Kutschen an eine Kirche, und lies den ersten den besten Bettler zu Gevattern bitten. Ein wohlhabender Burger in Fr. hatte über etliche 40. Tauf-Paten, denen er jährlich auf den Neujahrs-Tag, nach der Gewohnheit desselbigen Orts, Geschencke zu schicken pflegte. Die Frau erkaufte solche mit Seufzen: Der Mann aber tröstete sie damit, daß sie solches thun müsten, weil sonst die Leute sagen mögten: sie wären verdorben. O du guter Mann! versezte das bekümmerte Weib: Verdirbst du dann nicht, wann es die Leute nicht sagen? Du brauchst darzu nicht mehr als noch ein paar Dutzend Gevatterschaften.

Sind dieses nicht tolle und abschaffungswürdige Misbräuche? Ja, sagt man die Kinder wollen doch einen christlichen Namen haben. Ich habe nichts dargegen: Man geb ihnen zehen, wann einer nicht genug ist; Zu Tauf-Zeugen aber wären ja die nechste Freunde und Nachbarn genug, wenn man dabey nicht andere Absichten hätte, und durch das Heben gern etwas erheben wolte.

Ich erinnere mich hier noch eines andern Misbrauchs, der zwar von einer andern Art, doch eben so wenig aufrichtig ist. Solcher betrift die falsche Titel-Erhebungen und Verdemüthigungen, deren wir uns besonders im Brief schreiben bedienen. Man versichert darinn diejenige Personen an die man schreibet, so vieler Ehrfurcht, Hochachtung, und Freundschaft, da man doch solche entweder gar nicht, oder doch gar selten, in dem Grad wie man es vorgiebt, zu haben pflegt. Man unterschreibet sich ohne Unterscheid gehorsamster und ergebenster Diener. Will nun ein ehrlicher Mann hier die Worte gelten lassen, was sie gelten, so muß er einen halben Quacker abgeben, und sich derselben enthalten; oder er muß ihnen einen andern Sinn beylegen, und sie für nichts bedeutende todte Buchstaben halten, denen die ausschweiffende Höflichkeit unsrer Zeit alle Bedeutung benommen hat; nicht anders als wenn man vor einem den Hut abziehet, oder eine Verbeugung macht. Ob diese leztere Auslegung zulänglich sey, und ob wir uns damit so schlechterdings entschuldigen können, daß wir alle diese Maskeraden so mit spielen, das mögen unsere Casuisten entscheiden. Weit lieber wär es mir, wann man diese aus Italien und Franckreich gekommene Höflichkeiten, diesen eitlen Völckern alleine überlies, und als Teutsche und des H. Römischen Reichs Bürger, die alte Römische Schreib-Art auch bey uns einführte, die gewiß so vernünftig und so artig war, daß man keine bessere Muster der Schreib-Art uns vor-

vorlegen kan. Da hies es unter den grösten Leuten: Cicero Attico. Plinius Trajano; Und unten: Vale.

Die Heiden sind also viel aufrichtiger gewesen als wir. Wie dann von dem Epaminonda gesagt wird, daß er dergestalt die Wahrheit geliebet hätte, daß er solche auch aus Scherz nicht einmahl hätte verstellen können *.

Doch dieses sey genug: Laßt uns zur andern Betrachtung schreiten, und eine kleine Untersuchung anstellen, wie, und auf was Weise die Misbräuche könten abgeschaffet werden.

II.

Die Hoffnung der Verbesserung unsrer Zeiten und Sitten, beruhet vornehmlich auf dem edlen Endschluß einiger grosmüthigen Seelen, welche das Herz haben dem gemeinen Wahn zu widersprechen, und eine Lebens-Art zu erwehlen, nicht wie der thörigte Gebrauch uns solche vorschreibet, sondern wie es der wahre Wohlstand und eine von Vorurtheilen gereinigte Vernunft von uns erfordert.

Es ist zu verwundern, daß da in der Welt schon so viele Ordens-Gesellschaften sind aufgerichtet worden, noch niemand den Einfall gehabt hat, eine Gesellschaft zu Abstellung der Mis-

* Adeo Veritatis diligens, ut ne joco quidem mentiretur. *Corn. Nep. de Epam.* III.

Misbräuche einzuführen. Unser eigner Vortheil solte uns darzu bereden, wenn wir auch auf den gemeinen Nutzen nicht dencken wolten. Denn alle Misbräuche, wie wir solches im vorhergehenden gesehen, haben einen heimlichen Zwang, und nähren dabey einen gewissen Verdruß; Alle Menschen sind nach ihrer Art damit geplagt, und die wenige, die davon einen Nutzen haben, sind kaum eine Ausnahme von der Regel.

Will man damit so lang zusehen, bis eine vernünftige Policey denen verderblichen Misbräuchen Maas und Ziel setzet, so weis man aus langwieriger Erfahrung, daß es der Obrigkeit ihre Sache nicht ist, mit so vielerley Kleinigkeiten sich abzugeben: Sie sind damit zufrieden, wenn sie nur denen Ausbrüchen der gröbsten Laster begegnen und die daher rührende Verbrechen, durch ihr richterliches Straf-Amt, in die Ahndung nehmen können.

Lasset uns demnach die edle Kühnheit fassen, einer närrischen Mode, welche die alberste und oft schädlichste Dinge zu einem Wohlstand macht, uns herzhaft zu widersetzen. Lasset uns dagegen eine Lebens-Art unter uns einführen, die so angenehm als vernünftig, und so leicht als tugendhaft sey. Warum solten wir uns nicht mehr Ehre daraus machen, durch etwas guts uns auszuzeichnen, als etwas thörichtes mitzumachen.

Allein, was werden die Leute sagen? Dieses ist der gemeine Einwurff. Ich muß bekennen, daß in vielen Stücken die Auszeichnung etwas lächerliches hat, und daß wir deswegen anderer Menschen Urtheil mit nichten verächtlich halten sollen.

Wir müssen in vielen Umständen des Lebens, uns nach den überhaupt angenommenen Meinungen richten, und nicht zur Unzeit einen Klügling abgeben wollen. Wo aber viele vernünftige Leute mit einander übereinstimmen, da kan man sicher den Meinungen eines leichtsinnigen Volckes entgegen handeln, und zur Noth sich ihren nichts bedeutenden Urtheilen Preis geben; Dann diesen ist man ohnedem unterworffen. Man mache es wie man wolle, so kan man es doch niemahls nicht allen Leuten recht machen.

Die Vernunft aber hat deswegen doch noch immer ihren starcken Anhang unter den Menschen, die wenigste können derselben ihren Beyfall versagen. Nur muß man damit behutsam zu Werck gehen, und indem man einigen Thorheiten sich widersetzet, nicht auf andere verfallen, die noch lächerlicher sind.

Also giebt es gewisse Leute, die durch ihre Auszeichnungen sich mit Fleis denen Spöttereyen der Welt aussetzen, um desto frömmer und andächtiger zu scheinen: Sie seufzen, wenn andre lachen, und lachen wenn andre seufzen: Sie lehren den Reichen die Verachtung der zeit-

zeitlichen Güter, und helffen ihnen solche andächtig mit durchbringen. Die Sorgen der Nahrung beschweren sie nicht, denn sie nehmen allenthalben vorlieb mit dem was sie finden. Sie kleiden sich schlecht und bekümmern sich um keine Moden. Sie verachten andere und halten sich desto höher. Sie gehen müssig, um an den Seelen zu arbeiten, dann dieses ist, wie sie sagen, ihr Beruf.

Diese Leute haben wohl das Herz sich auszuzeichnen, allein sie beleidigen dadurch die Vernunft, und machen das Gute selbst verdächtig, indem sie der Religion ein wunderliches und zweydeutiges Ansehen geben, und ihr diejenige Aufrichtigkeit benehmen, die sie Verehrungswürdig macht.

Man muß also nicht gewisse Thorheit unterlassen, und dargegen andere einführen. Man muß so wohl auf gute Ordnung und gute Sitten halten, als sich über die kindische Kleinigkeiten eines eingebildeten Wohlstandes empor setzen. Man muß nicht minder ein guter Bürger als ein guter Christ seyn, und die Andacht nicht zum Nachtheil der menschlichen Gesellschaft misbrauchen.

Eine Gesellschaft von einigen vernünftigen Leuten, welche ein gewisses Ansehen, und dabey den Ruhm haben, daß sie wohl zu leben wissen, solte sich zur Aufhebung der Misbräuche am besten schicken. Denn wo diese es unter

sich

sich mit einander verabredeten, gewisse Gebräuche und Kleidungs-Arten zu unterlassen, so würden sie dadurch auch andere zu einer vernünftigen Nachahmung bewegen; Mithin, durch ihr Exempel dem bisher in vielen Stücken zu einem Uebelstand gewordenen Wohlstand, einen ganz andern Schwung geben.

Nichts kan die Misbräuche verhaßter machen, als wenn die darauf gehende Unkosten denenjenigen beschwerlich fallen, die solche mit zu machen pflegen. Ich kenne Leute von einem hohen Rang, die jährlich über 10. bis 20. tausend Thaler Einkünfte haben, und die sich nichts desto weniger stets mit Nahrungs-Sorgen grämen. Eine gewisse vornehme Gräfin, ängstigte sich auf diese Weise Tag und Nacht über ihr Auskommen, und gleichwohl hatte ihr Gemahl über 50. tausend Thaler jährlich einzunehmen; Allein er hielt so prächtig Hof, daß ihm beynah noch einmahl so viel drauf gieng: Er muste also Schulden machen; und die gute Gräfin sah im Voraus dem traurigen Schicksal entgegen, daß ihre Kinder dermahleins hochgräflich arm seyn würden. Ich bin versichert, daß eine solche Dame am ersten ihr Wort darzu geben solte, um diejenige Misbräuche abzuschaffen, welche so wohl die grosen als kleine Häuser ruiniren.

Unzehlich viel Männer, die durch den Putz und die Eitelkeiten ihrer Frauen in ihrem Aufkommen gehindert werden, solten sich als unfehlbare Mitglieder einer solchen Gesellschaft an-

geben. Ja die meiste vornehme Leute, die ein unerträglicher Wohlstand stets mit unnöthigen Visiten, Gegen-Visiten, Ceremonien, Crimassen und hunderterley dergleichen nichtswürdigen Kleinigkeiten zu peinigen pflegt; und die so wohl in ihren Geschäften, als in ihrer häuslichen Ordnung und Ruhe dadurch gestöret werden; die würden vieles darum geben, wann alle diese vermeinte Höflichkeiten und unartige Artigkeiten nach Utopia könten verwiesen werden.

Ich sage hier nichts von den Misbräuchen die im Regiment, in der Kirche und in allen Ständen insbesondere herrschen. Wer wolte sich damit abgeben? Denn wie uns der Eigennutz die Abschaffung der Misbräuche im gemeinen Leben leicht und angenehm machen könte, so würde hingegen derselbe allen dergleichen Absichten, bey den verschiedenen Ständen, unüberwindliche Hindernüsse in Weg legen. Denn alle ihre Misbräuche gründen sich auf gewisse Vortheile, die sich niemand gerne wird nehmen lassen.

Ich begnüge mich also damit, denen artigsten und belebtesten Leuten nur solche Wahrheiten hier empfindlich zu machen, die zur Beförderung ihres eignen Vergnügens dienen; Indem ich ihnen rathe alle diejenige Misbräuche abzustellen, welche ihnen ihre Lebens-Art schwer, unbequemlich und unangenehm machen.

Es solte allerdings ein schönes und löbliches Werck für einen grosen Landes-Fürsten seyn, wann er eine eigne Ordens-Gesellschaft, zu Abstellung der im gemeinen Wesen herrschenden Misbräuchen errichten würde, und selbst davon der Stifter und das Haupt abgeben wolte; Denn die Misbräuche verursachen in einem Land grosen Schaden. Man darf zu dessen Beweis nur die einzige Französische Moden-Affereyen anführen. Was aber einem Land schädlich ist, das ist auch einem Fürsten schädlich. Ich bin versichert, eine solche Ordens-Gesellschaft solte von einem ausnehmenden Nutzen seyn.

Zum Ordens-Zeichen könte man ein gewisses hieroglyphisches Sinn-Bild, z. E. eine rund gekrümte Schlange, mit einem Drey-Eck in der Mitten erwehlen; um dadurch die Richtigkeit der Vernunft, und den Zusammenhang der Weisheit in dem Leben eines klugen Menschen anzudeuten. Man könte den Orden nach einer üblich Französischen Benennung: l'Orde du Bonsens, oder den Orden der Vernunft betiteln; Wie man dann dergleichen neuere Orden verschiedene hat, die allesamt doch keinen weitern Nutzen im gemeinen Wesen haben, als das sie ein Knopfloch, woran sie mit einem Bändgen hängen, zu zieren pflegen, dergleichen sind z. E. die kleine Orden de la Fidelité, du Merite, de la Generosité, de la Noble passion, de la Sincerité &c.

Man müste es aber bey diesem neu zu stiftenden Orden, nicht wie allhier, bey dem blossen Ehren-Zeichen bewenden lassen, sondern es müsten sich auch die Glieder desselben ernstlich bestreben, denen Satzungen und Statuten des Ordens gemäs sich aufzuführen.

Diesen Orden müsten nicht allein das männliche Geschlecht führen, sondern es müsten insonderheit die Damen auch damit beehret werden; Dann dieses in Beobachtung des heiligen Wohlstandes so eifrige Geschlecht, hat (wann ich es anders sagen darf, ohne einen Krieg mit ihnen zu bekommen,) eben dadurch die meiste Misbräuche aufgebracht. Weil sie aber zugleich darunter auch das meiste leiden müssen, ohnerachtt unsere Unachtsamkeit öfters so gros ist, daß wir ihnen kaum die Ehre erweisen, alle Artigkeiten, die sie in Zwang setzen, zu bemercken; So solte derjenige bey ihnen billig einen Danck verdienen, der es dahin bringen könte, daß der Wohlstand für sie nicht mehr so peiniglich wär. Denn ich setze voraus, daß man bey Abschaffung der Misbräuche, auch auf ihre Gemächlichkeit mit sehen, und ihnen die Freyheit lassen würde, sich so gemächlich und vernünftig zu kleiden, als sie immer wolten. Die Französische Moden-Schneider, als die Hencker ihrer zarten Leiber, würde man ins Stockhaus verweisen, und die verzweifelte Haar-Frisirer, welche mit ihren Sängen und Brennen die arme Köpfe so jämmerlich handthieren, würden gleichen Lohn bekommen. Unsere Küchen, Haushal-

haltungen und Visitten, die uns bisher in so manchen Zwang, und in so viele unnöthige Kosten gesetzt haben, würden allem Vermuthen nach auch einen andern Wohlstand bekommen. Die Verliebten würden einander ehlichen können, ohne sich vor den grausamen Weitläuftigkeiten und Unkosten zu fürchten, die den Stand neuer Verlobten zu ängstigen pflegen. Die Todten würden gemächlich in die Erde kommen, ohne zu guter Lezt durch allerhand Crimassen den Lebendigen noch beschwerlich zu seyn. Die Ankunft der Neugebohrnen, würden eben so wenig Lermen machen, als der Abschied der Verstorbenen. Man würde Mittel finden, einem Kind die heilige Tauf zu geben, wenn auch gleich die Eltern zu blöde wären, ein paar Gevatter-Leute darzu zu erbetteln. Den Geistlichen würde es auch nicht mehr so übel lassen, wann sie weniger um ihren Rang, um ihre Titel, und um ihre Einkünfte bekümmert wären. Die Franzosen würden ihre leichte Waaren und silberne Lümpergen, die Teutschen aber, ihre baare Münzen behalten. Man würde eine Kleidungs-Art erwehlen, die der Natur so viel Ehre machen solte, als sie den menschlichen Cörpern bequem seyn könte.

Mit einem Wort, wir würden einer solchen Ordens-Gesellschaft, welche sich bemühen wolte, die gemeine Misbräuche abzuschaffen, unendlich viel Vortheile und Annehmlichkeiten zu dancken haben.

IV.

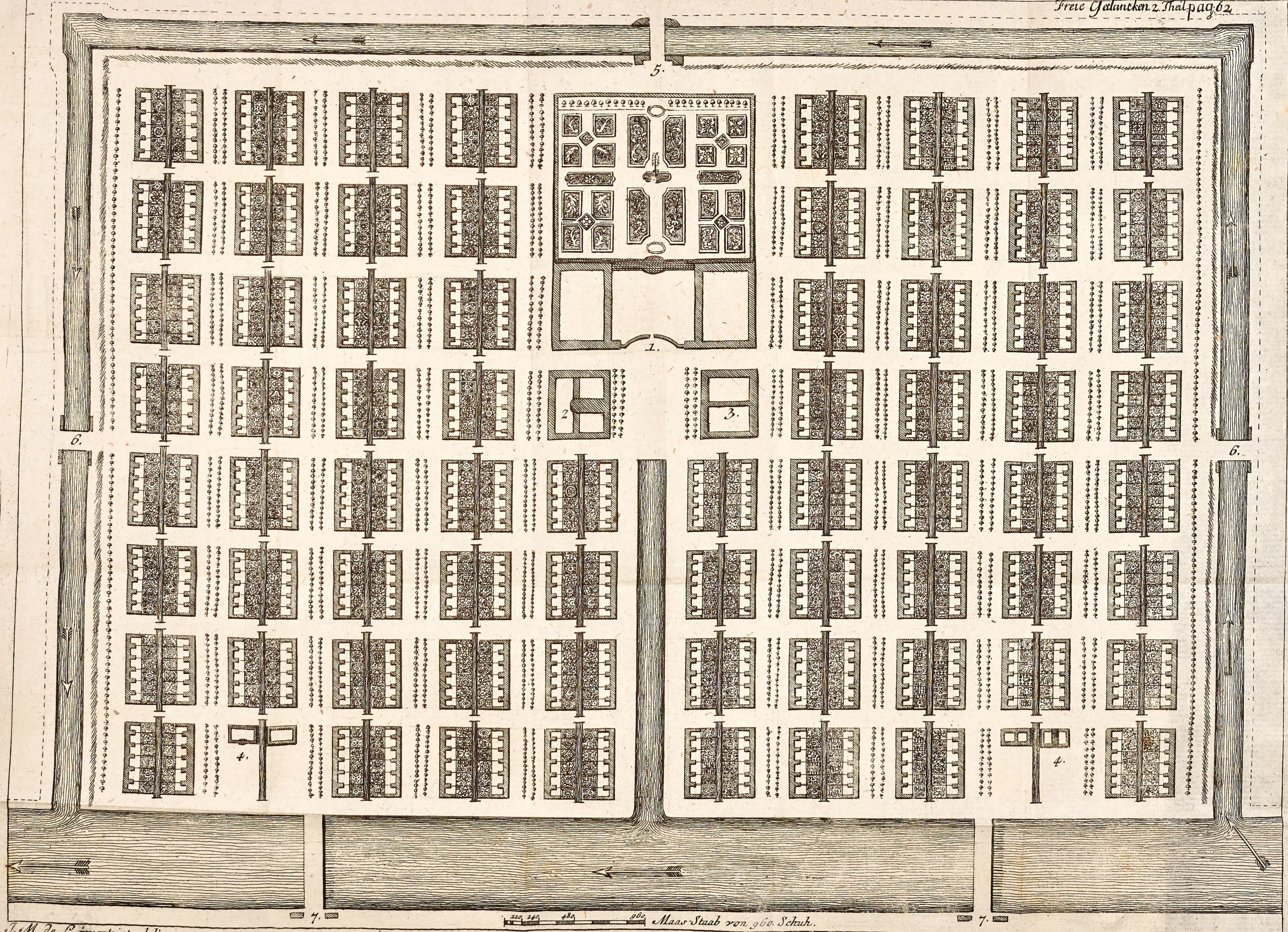
IV.

Kurzer Entwurf,
wie eine Stadt so wohl nach den Regeln der Kunst, als nach der Bequemlichkeit und Gesundheit der Einwohner könte auferbauet werden.

Nach dem Französischen des Verfassers.

Die mehreste grose Städte suchen ihren Ursprung in einem finstern Alterthum: ihr Anfang war klein; Man erbauete ein Schloß mit etlichen Ställen und Gebäuden, man fügte darzu in die Quer und in die Länge einige Scheuren und Meyereyen. Einige Häuser für die Pachter, und noch andere für die nöthige Handwercker kamen darzu: Die Anzahl dieser Wohnungen wuchs nach und nach; Man umstelte sie mit einem Zaun; hernach zog man Mauren und endlich auch Gräben darum. Man richtete darinnen Krahm-Läden, Gast-Höfe und Magazinen auf: Ein jeder suchte hier seinen Platz so gut zu benutzen, als er konte, und besetzte ihn mit Gebäuden. Man erbaute Kirchen, Schul-Häuser, Hospitäler und Palläste. Sehet hier den Ursprung und Anwachs der grosen Städte. Man dachte dabey an keine abgemessene Ordnung, noch gerade Linien *. Es gaben Winckel, Krümmen und Zic Zac wo man

* Regularité.



J. M. de L. invent. et delin. — J. M. Eben, sculps. Francof.

Entwurff von der Anlag einer neuen Stadt

1. Das Schloss. 2. Haubt Kirche nebst dem Collegio. 3. Arsenal
4. Zwey Marckt Plätze mit dem Rathhaus und andren öffentlichen
Gebaûden. 5. Schloss-Thor. 6. Haubt-Thor. 7. Wasser-Thor.

man hinsah. Die Strassen liefen in die Häuser und Höfe herum, die alle ohne die geringste Eintheilung unter einander lagen. Nachdem die Plätze begunten kostbar zu werden und man nicht mehr Seitswärts bauen konte, setzte man ein Gebäude auf das andere, lies solche der Strassen nach einige Schuhe überhängen, und benahm dem Nachbarn Licht und Luft. Die Städte bekamen damit ein scheusliches Ansehen, die Strassen wurden unrein, die Wohnungen feucht, dunckel und ungesund. Wann ein Feuer in einem Haus auskam, so giengen die daran stosende Nachbars-Häuser mit im Feuer auf. Mit einer einzigen Bombe konte man oft eine halbe Stadt in die Asche legen. Ja, gantze Städte branten öfters auf einmahl weg.

Solchem Unheil zu begegnen und die Häuser in einer Stadt so wohl gemächlich, als schön, gesund und sicher vor Feuers-Brünste zu erbauen, könte ein groser Fürst, zu Verherrlichung seiner Pracht, zur Zierde seines Landes, und zum Besten des gemeinen Wesens, nichts grösers und würdigers unternehmen, als eine neue Stadt auf folgende Art zu bauen.

1.)

Müste darzu eine gute Landes-Lage, und wo es anders möglich, an einem Schifreichen Stohm, ausgesucht werden: Wo ein fruchtbarer Boden, eine anmuthige Gegend, und eine gesunde Himmels-Gegend sich findet. Man müste

müste dabey trachten, eine gewisse Fläche zu gewinnen, die nach der Seite des Strohms etwas abhängig wär, damit auf solche Weise die Wasser-Leitungen und Canäle ihren natürlichen Ablauf in den Strohm haben können.

2.)

Das Land daherum müste von einem schönen und weiten Umfang seyn, und keine stillstehende Gewässer, Sümpfe noch Moräste haben. Es müste sich nach dem Aufgang der Sonnen hinziehen, um die reine Luft und die kühle Winde von dieser Seiten zu empfangen, und im Gegentheil gegen die Sudwestlichen Stürmen mit hohen Gebürgen bedecket seyn.

3.)

Die ganze Stadt müste so eingetheilet werden, daß man darinn durchgehends in allen derselben Gegenden, eine solche frische und angenehme Luft geniesen könte, wie man solche auf dem Land zu geniesen hat; dergestalt, daß man im geringsten nichts von den unreinen Dünsten und Unflätereyen seiner Nachbarn verspüren müste.

4.)

Alle Strassen müssen schnur-gerad nach der Linie gezogen werden: Sie müssen alle von gleicher Breite, und diese wenigstens von 100. Werck-Schuh seyn, damit in jeder Strassen, ein Spatziergang, mit einer auf jeder Seite be-

sezten

sezten Reyhe Bäume gemächlich könte angebracht werden: diese Bäume aber müsten sehr hochstämmig sein, unten ausgeräumt und über die Häuser hinausgezogen werden, damit sie derselben Aussicht nicht hinderlich sein könten. Die Quer-Strasen aber müsten nur halb so breit sein, weil darin keine Bäume gesezt würden.

5.)

Die Anlage der Stadt könte, nach Beschaffenheit des Bodens und eines Flusses, ein Quadrat, oder ein längliches Oval vorstellen: wobey hauptsächlich auf den natürlichen Ablauf der Canäle und die Höhe des Ufers müste gesehen werden; damit die Stadt keiner Uberschwemmung unterworffen sein mögte.

6.)

In der Haupt-Strase müste sich ein groser Canal zu 50. und mehr Werck-Schuh breit befinden: dieser Canal könte ebenfals auf jeder Seiten mit einer Reyhe Bäume besezet werden. Folglich muste diese Haupt-Strase auf jeder Seiten wenigstens noch 50. Schuh in der Breite haben. Dieser Haupt-Canal gieng nur biß in die Mitte der Stadt, wo auf dem Haupt-Platz entweder das Rathhauß, oder auch ein Fürstlicher Pallast könte aufgeführet, und von hinten ein gleich groser Garten angeleget werden.

7.)

Alle Canäle kämen quer durch die Stadt, zwischen denen Strasen, von hinten auf die Gärten, dergestalt daß in einem Viereck, welches

ein Quartier der Stadt ausmacht, der Canal mitten durchflösse, wie der beyliegende Plan solches am deutlichsten vor Augen stellen wird.

8.)

Die Häuser musten alle in gleicher Höhe erbauet, und mehr nicht als 2. Stockwerck hoch aufgeführet werden. Zwey Flügel, die nach dem Hof und nach dem Garten zuführeten, könten den Vornehmen zu Stallungen, Küchen, Kammern, Gesinds-Stuben ꝛc. den Geringen aber zu kleinen Wohnungen, Gewölbern und andern nothdürftigen Bequemlichkeiten dienen.

9.)

Ein jedes Haus könte so eingerichtet werden, daß darinnen zehen und mehr geringe Haushaltungen Platz finden könten. Dargegen die Häuser von vornehmen und begüterten Leuten von gleicher Gröse wären, damit sie so wohl zu grosen als kleinen Haushaltungen Raum haben mögten.

10.)

Denen ganz grosen Häusern und Pallästen, die zu 3. Stockwerck mit einer prächtigen Bau-Kunst, nach eines jeden Willkühr, mögten aufgeführet werden, könten ihre Stelle in der Haupt-Strase, nechst dem grosen Canal, oder längst dem Fluß angewiesen werden.

11.)

In den andern vornehmsten Strasen, wo keine Handwercker, sondern wohlhabende und

ange-

angesehene Leute wohneten, könten alle Häuser vornen her von Stein, auf romanische Art, mit Säulen, und einem Gang längst der Strasen her, aufgeführet werden. Das Dachwerck könte eine Art einer Altane oder platte Forme zeigen und mit Bild-Säulen, Blumen-Töpfen, und Pomeranzen-Bäumen besetzet werden.

12.)

In andern Strassen aber, wo Handwercker und andre gemeine Leute ihre Wohnungen hätten, könten die Häuser nur schlechtweg und nach eines jeden Vermögen erbauet werden; nur daß sie von aussen her die Regeln der Ordnung wie die andere zu beobachten hätten.

13.)

Ein jedes Haus, wie bereits erinnert worden, müste so eingetheilet werden, daß es allenfalls so wohl für eine oder zwey vornehme, als vor zehen und mehr geringe Haushaltungen dienen könte: was aber die Cram-Läden und Kaufmanns-Gewölber betrifft, so schicken sich solche nirgends besser, als auf einen von den Haupt-Plätzen der Stadt, wo der Marck gehalten wird. Daselbst könten die grose Kaufmanns-Häuser ein Stockwerck höher, gleich denen in der Haupt-Strasse, von unten aber rings herum mit einem Bogenwerck, oder einer Arcade, wie in Turin und in Bern aufgeführet werden.

14.)

Ein jedes Haus könte ungefär 80. Schuh

 breit

breit sein; die Flügel daran nach dem Hof könten 15. Schuh in die Breite, und 40. in die Länge haben, so bleiben noch 50. Schuh zum Hof übrig, der Garten mögte 2. mahl so gros als der Hof und das Haus sein, so würden Vornehme darinnen Raum genug finden, solchen zu ihrer Lust, die Geringen aber zu allerhand Nothdurfft zu gebrauchen. Jedes Haus wäre von dem andern durch eine Brand-Mauer abzusondern.

15.)

Was die öffentliche Gebäude betrifft, so müssen solche in den verschiedenen Quartieren der Stadt, auf gewisse darzu abgestochene Plätze, wo sie sich am besten hinschicken, aufgeführet werden; und zwar könte man die Eintheilung der Haupt-Plätze so machen, daß nebst dem Haupt-Platz noch 2. oder 4. andere, nach Maßgebung der Anlage und Gröse der Stadt, könten gemacht, und mit Kirchen und andren öffentlichen Gebäuden gezieret werden.

16.)

Die Thürme, die man zu diesen Gebäuden fügen könte, müsten nicht über 30. Schuh höher, als das Dachwerck sein, auch nicht oben spitz, sondern mit einer Altane versehen werden; dann die Art spitze und hohe Thürne zu bauen ist abgeschmackt gothisch und barbarisch.

17.)

Diejenige, die dem Feldbau, der Viehzucht und der Gärtnerei obliegen, könten die Vorstädte bewohnen: Ihre Häuser, Höfe, Ställe

und

und Scheuren müsten in einer gewissen Ferne von einander liegen, dabey mit Mauren wohl versehen und mit Ziegeln gedeckt seyn.

17.)

Eben diese Vorsichtigkeit müste man in Ansehung der Frucht- und Kaufmanns-Magazinen gebrauchen: besonders wo viel Holz- und brennbare Wahren aufbehalten werden.

18.)

Hierbey könten nun die grose Unkosten zur Erbauung und Erhaltung kostbarer Vestungs-Wercke ersparet werden. Man dörfte um eine solche Stadt weiter nichts als einen blosen Graben ziehen, darin einen Theil der Canäle abfliesen lassen, und sie auf solche Weise in den nechst vorbey fliesenden Strohm leiten. Ein kleiner Wall mit Bäumen und mit einigen Canonen bepflantzet, wär genug, um allenfalls gegen einen Uberfall zur Schutzwehr zu dienen. Es ist gewiß daß ein feindliches Heer, welches eine Stadt von einem so grosen Umfang belagern wolte, weit weniger davor ausrichten würde, als vor einer eng zusammen geschraubten und mit lauter hohen Häusern angefüllten Stadt, welche gar bald mit Bomben zu zwingen ist, weil alles dadurch in Feuer und Flammen kan gesetzet werden.

Es müste auch ein ausserordentlich groses Heer seyn, eine Stadt von einem so weitläuftigen Bezirck einzuschliesen; da im gegentheil eine Stadt, die in die Lust gebauet ist, und enge Strassen hat leicht kan umsetzet werden.

Die Erfahrung lehret uns auch mehr als zu viel, daß die kleine, enge Gassen, die mit hohen Gebäuden besetzet sind, und die dunckle und feuchte Wohnungen, welche niemahls die Sonne mit ihren Strahlen beleuchtet, allerhand Ubel den menschlichen Cörpern verursachen. Die Einwohner derselben, sind fast meistentheils kräncklich, blaß von Farbe und von übler Leibes-Beschaffenheit. Man findet nirgend mehr Leute welche mit der Gicht, mit der Miltzsucht und mit bösen Flüssen geplaget sind. Man siehet im Gegentheil, daß die Leute, die auf dem Lande wohnen und einer frischen reinen Luft geniesen, noch eins so gesund und starck sind: sie haben dabey einen guten Muth, und ein aufgeraumtes munteres Wesen, daraus guten Theils die Glückseligkeit des menschlichen Lebens bestehet.

* * *

Was die andere Frage betrift, wie und auf was Art eine alte übelgebaute Stadt könte zusammen gerissen, und eine neue nach obbemeldter Art auf ihre Stelle gesetzet werden; so dürfte ein solcher Entwurf wohl den süsen Träumen des Epicurs, oder den Bezauberungen der Medea gleichen. Wer wolte sich, wird ein Vernünftiger sagen, mit solchen Chimären abgeben? Doch Träume, Bezauberungen und Chimären wie ihr wolt, so ist deswegen die Sache doch nicht ganz unmöglich. Man darf darum nicht dem Exempel eines wilden Neronis folgen, der in einer Nacht die Stadt Rom in Feuer und Flammen setzen lies, um sich eine Vorstellung von der Zer-

störung

störung der Stadt Troja zu machen und die Illiade des Homeri dabey zu lesen. Hernach aber die abgebrante Stadt darauf desto prächtiger wieder aufbauen zu lassen.

1.)

Ein groser Fürst, der jährlich eine halbe Million und mehr auf Schauspiele und Jagden verwendet, darf nur dieses Geld, oder eine gleiche Summa darzu anwenden, ein gewisses übelgebautes Quartier der Stadt den Bürgern abzukauffen, und mittlerweile ein anders dargegen aufzuführen.

Dieses neue Quartier müste nach dem vorgemachten Plan der ganzen Stadt eingerichtet, mit breiten Strassen durchschnitten, und mit solchen Häusern besetzet werden, wie sie sich für die Leute, die solches Quartier bewohnen solten, am besten schicken.

2.)

Die Plätze müsten entweder leer wieder verkauft werden, damit diejenigen die sich selbst ihr Haus bauen wolten die innere Einrichtung desselben nach ihrem Wohlgefallen machen könten; oder wo die Plätze so bald keine Käuffer finden solten, würde dem ungeacht der leere Raum mit Gebäuden besetzt; doch diese nur roh, in Dach und Fach, ohne Thüren, ohne Fenster und ohne andere Ausstaffirungen, damit hernach solche die Käuffer könten machen lassen wie sie wolten.

3.)

Holtz, Sand, Kalck und Steine müsten denenjenigen, welche auf ihre Kosten bauen wolten, umsonst verabfolget werden, damit das Bau-

Wesen desto leichter von statten gehen und die Bürger sich durch allzu schwere Kosten nicht ruiniren mögten. Die edelste Ausgaben eines Fürstens sind allezeit diejenige, die zum gemeinen Besten verwendet werden. Solches sind angelegte Capitalien, die den grösten Nutzen abwerffen.

4.)

Die Gebäude müsten alle gleich, nach einerley Riß aufgeführet, und zu dem Ende gewisse Baumeister bestellet werden, um solche zu reguliren und darüber die Auffsicht zu haben.

5.)

Die Materialien, Fenster, Oefen, Holtz- und Eisenwerck von den alten abgerissenen Häusern, behielten die Eigenthümer; die abgebrochene Steine ausgenommen, welche auf dem Platz müssen liegen bleiben, damit man sich derselben zu den neuen Gebäuden bedienen könte.

6.)

Die Werckleute und Baumeister müsten in Zeiten zu einer so grosen Unternehmung herbey geschaft werden, damit kein Auffenthalt noch Hindernus sich äussern mögte; Also würde wenigstens alle drey Jahr ein ansehnliches Quartier der Stadt mit neuen Gebäuden können in die Höh gebracht werden. Ja, weise und kluge Anstalten würden hier fähig sein Wunder zu thun.

7.)

Wo grose Plätze, breite Strasen und prächtige Gebäude sind, da müste man suchen solche künstlich mit in den allgemeinen Plan zu bringen. Damit man nicht nöthig hätte schöne und dauerhafte Gebäude niederzureissen. Wie dann überhaupt der gantze Vorschlag eine alte Stadt neu zu bauen, nur dahin zu deuten ist, daß man diejenige Häuser und Quartiere, welche die Stadt verunzieren und ungesund machen, abbrechen und verändern möge; kostbare und gute Gebäude aber nur der blosen Regularität wegen abzureissen, wär eine Eigensinnigkeit im Schönen, die man mit Recht eine Thorheit nennen könte.

8.)

Alle Mayereyen, Ställe und Scheuren, imgleichen die hölzerne Magazinen, worinnen Wahren aufbehalten werden, die leicht Feuer fangen, müsten durchaus in der Stadt keine Stelle haben, sondern allesamt in die Vorstädte verwiesen werden, da sie in einer gewissen Entfernung, ein Bau von dem andern, wie oben gemeldt, müsten gesetzet werden, um dadurch so viel möglich zu verhindern, daß kein Brand überhand nehmen könte.

* * *

Eine solche Haupt- oder Residenz-Stadt würde nicht allein dem gantzen Land zu einer besondern Zierde dienen, sondern auch noch ihren vielfältigen besondern Nutzen haben. Also würden z. E. die Gelder, die auf Häuser angeleget werden,

noch eins so sicher stehen, da sie auf maßiven und der Feuers-Gefahr nicht leicht unterworffenen Gebäuden hafteten; da im Gegentheil bishero nicht wenig Summen sind verlohren gangen, die man auf schlecht gebaute Häuser geschossen hatte, welche dem Wind, dem Wetter und der Feuers-Gefahr auf allen Seiten ausgesetzet waren. Die grose Feuers-Brünste, wodurch Londen, Coppenhagen, Stockholm, Franckfurt am Mayn, Reutlingen und andere dergleichen Städte mehr, sind mitgenommen worden, können uns hier zu nachrichtlichen Exempeln dienen. Alle Häuser nach vorgemeldten Plan würden das am Grund gewinnen, was sie in der Höhe verliehren. Die Einwohner würden noch einmahl so frisch und so gesund in diesen gemächlichen und lustigen Wohnungen seyn; sie würden um eben dasjenige Geld, was sie meistens in dunckeln und feuchten Winckeln, oder mit nicht geringer Lebens-Gefahr, auf den aufgethürmten Stockwercken, verwohnen, die gemeiniglich nur eine elende hölzerne Stiege zusammen hängt, die schönste Bequemlichkeit finden: Sie würden Höfe, Gärten und Wasser haben. Sie würden allenthalben mit Bäumen und Grünigkeiten umgeben sein. Die Strahlen der Sonne und eine reine Luft würden die Häuser durchstreichen, und den Moder und die schädliche Feuchtigkeiten daraus vertreiben. In heissen Sommer-Tagen würde man eine angenehme Kühlung unter den schattigten Bäumen finden, womit allenthalben die Strassen und die Gärten besetzet wären. Kurz, an statt daß andre Menschen bisher in den grosen Städten meist in dunck-

duncklen Winckeln, und gleichsam in Gefängnüssen leben, so würden die Einwohner einer solchen neuen Stadt allesamt wie in einem Paradiese wohnen. O wie viel gemeinschaftliche Glückseligkeit könten sich nicht einander die Menschen verschaffen, wenn sie vernünftig handelten und sich einander liebten!

Dieser Vorschlag, wird mancher sagen, lässet wohl gut auf dem Papier, allein es wird nicht so leicht sein, solchen auch ins Werck zu setzen. Ich gebe zu daß er nicht leicht ist; alleine es ist am Tage, daß grose Herrn noch weit schwerere Dinge unternommen und solche doch zu Stand gebracht haben. Wann ich gedencke wie der verstorbene König in Preussen, binnen einer Zeit von zehen Jahren, 50. tausend auserlesene Männer auf die Beine gestellt, die alle wie gezirckelt, gleicher Gröse und dabey auf eine Verwunderns-würdige Art exerciret waren, so düncket mich diese Unternehmung noch viel gröser und beschwerlicher zu seyn, als eine neue Stadt nach obigem Plan zu erbauen. Ich bin nicht in Abrede daß der Nutzen eines solchen Kriegs-Heeres auf gewisse Art für wichtiger zu halten sey; allein der Nutzen wär allhier, wo nicht eben so wichtig, doch noch weit sicherer: viel tausend Wercksleute würden dadurch in Bewegung gebracht; Diese würden den Umlauf des Geldes, so wohl als diejenige die da baueten, sehr mercklich befördern, und der Fürst würde durch das einzige Mittel der Accise in zehen Jahren sein ausgelegtes Geld wieder bekommen, und dabey die schönste Stadt in der Welt haben.

Die

Die Natur hat dem Menschen nichts versagt als was Fleiß und Vernunft nicht unternehmen wollen. Tantæ molis erat romanam condere gentem.

V.

Anmerckungen über den Caracter der Franzosen.

Die Franzosen haben ihre Fehler wie andere Völcker auch; nur darinn sind sie unterschieden, daß sie solche weniger verborgen halten, ja sich derselben wohl gar, als ob es Artigkeiten wären, zu rühmen pflegen. Man darf nur ihren Witz bewundern, und ihren Muth nicht in Zweiffel ziehen, alles andere werden sie uns ohne grosen Widerspruch Preis geben; daher hat man bey ihnen die besondre Redens-Arten, agreable debauché, joli coquin, petit frippon, un malin, un diable, &c. welches bey ihnen lauter Ehren-Wörter sind.

Die Natur hat sonst den Franzosen keine von denjenigen Vortheilen versagt, welche so wohl das Gemüth als den Verstand vollkommen machen. Sie sind zu allen grosen Unternehmungen geschickt; allein ihre Lebhaftigkeit hat etwas ausschweiffendes. Ihr fladderhaftes Wesen und ihre Gauckeleyen setzen oft selbst die Vernunft in Aengsten. Dargegen ist ein Franzoß, der durch eine gute Erziehung und durch den Umgang der Welt ist sittsam und bescheiden worden, ein sehr angenehmer und liebenswürdiger Mensch.

Die

Die Franzosen bilden sich auf ihren bel Esprit sehr viel ein: sie meynen nicht daß ein Volck in der Welt darinn ihnen beykomme: Uns Teutschen sprechen sie solchen gantz ab. Wir sind sehr thöricht, daß wir uns dieses Urtheil verdriesen lassen: der bel Esprit bedeutet nicht viel. Er bestehet in allerhand lustigen Schwencken und Einfällen, in lebhaften Schertz-Reden und hurtigen Gegen-Sätzen; in der Kunst etwas possirlich abzumahlen: in lächerlichen Erzehlungen und sinnreichen Spöttereyen. Sehet da den bel Esprit, darauf die Franzosen sich so viel einbilden, und worüber wir leicht so demüthig seyn können, ihnen den Vorzug zu lassen.

Ein Franzoß beleidiget nicht leicht andere; allein, wann er einen guten Einfall, oder ein bon mot, wie man es nennet, anbringen kan, da schonet er weder sich noch seine beste Freunde. Die Neitzung etwas sinnreiches vorzubringen, hat manchen schon sein gantzes Glück gekostet. Bussi Rabutin und St. Evremond, zwey der geschicktesten Französischen Schriftstellern, bezeigen solches durch ihr Exempel. Man siehet nirgend mehr Pasquillen und Satyren als in Paris, wo der Sammel-Platz der muthwilligsten Köpfen ist.

Der Herr von Voltaire muß gute Freunde bey Hof haben, daß er wieder bey dem König in Gnaden ist. Die erste Jahre seiner Muse, waren so lebhaft und so feurig, daß sie begunten gefährlich zu werden. Jetzo geht sie behutsam, und findet sich besser bey den Lob-Gedichten.

Wann

Wann die Franzosen einen betrügen, so fühlen sie dabey mehr Reitzungen von Witz und von List, als von Bosheit und von Geitz. Die Einbildung von ihrem Verstand ist schier die Beweg-Ursach von allen ihren Unternehmungen.

Sie haben uns insgemein in allen Tractaten zum Besten, die wir mit ihnen machen: sie wissen ihren Worten einen solchen Sinn und solche Auslegungen zu geben, wie sie es zu ihren Absichten für gut finden. Der geringste Zufall veranlasset bey ihnen eine Ausnahme; und wo kein solcher Zufall sich ereignet, da bringen sie sonst was neues auf die Bahn. Sie machen also aus einerley Metall allerhand Gepräge, und hintergehen einen ex blandiente insania, ohne daß sie solches selber meynen.

In der Kriegs-Kunst sind die Franzosen Meister, ihre Manns-Zucht ist besser als die unsrige. Der Soldat parirt auf ein Wort, ohne Prügel, ohne Fluchen und ohne Scheltworte. Auf Marschen und in Winter-Quartieren höret man weniger über sie klagen, als über unsre eigne Völcker. Sie beobachten in dergleichen Umständen eine gewisse Sittlichkeit die dem Wesen vernünftiger Geschöpfe gemäs ist. Sie sind hochmüthig gut, grausam, wenn man sich ihnen wiedersetzet, und mitleidig, wenn man sich vor ihnen demüthiget.

Von Natur sind sie nicht zur Grausamkeit geneigt; sie sind viel zu zärtlich, zu weichlich und

zu

zu wohllüstig. Sie bezeigen diese Zärtlichkeit auch auf ihren Schau-Bühnen, da sie es für einen Ubelstand halten, Mördereyen und Blut-Vergiesungen, wie solches die Engelländer in ihren Schauspielen zu thun pflegen, vorzustellen.

Die sogenante Blut-Hochzeit zu Paris, die Verfolgung der Hugenotten, die Verstörung einiger Städte in Elsaß und in der Pfalz, haben zwar alle Kennzeichen einer barbarischen Wuth; allein die meiste Franzosen misbilligen diese Handlungen selbst. Die beyde ersten waren Wirckungen des Aberglaubens. Dieser ist noch in keinem Land und bey keinem Volck jemahls vernünftig gewesen. Wo der Wahn die Menschen betaubet, daß man GOtt zu Ehren die Ketzer ausrotten müste, da schlachtet man seine Kinder und nechste Bluts-Freunde. Thuanus redet von der Begebenheit auf St. Bartholme mit solcher Verabscheuung, daß er wünschet das Andencken davon aus dem Gedächtnus der Menschen zu verbannen.

Excidat illa dies nec postera credant
Sæcula, nos certe taceamus.

Die begangene Grausamkeiten in Elsaß und in der Pfalz hatten gleichfalls die meiste Franzosen verabscheuet, und die barbarische Befehle, die sie darüber von Hof empfiengen, Anstand gehabt auszuführen. Louvois saß damahls am Ruder: dieser war ein rauher Mann und ein erschrecklicher Kriegs-Minister: sein Glück hatte ihn stolz und sein Hochmuth unbarmhertzig gemacht;

wann

wann er einen Anschlag hatte, so muste alles biegen und brechen. Man kan nicht läugnen, daß er sehr wichtige Dinge klug ausgeführet habe. Der grose Turenne, so menschlich er auch gesinnet war, muste damahls, als er über den Rhein gieng, so übel in der Pfalz haussen, daß ihn der Chur-Fürst Carl Ludewig deswegen zu einem Zweykampf heraus forderte; allein, er entschuldigte sich mit vieler Bescheidenheit, und warf die Schuld der begangenen Grausamkeiten, auf die Teutsche selbst, die darzu den Anfang gemacht und seine Soldaten zur Rache entzündet hätten.

Der General Monclar, der die Französische Truppen im Elsaß commandirte, bezeigte einen solchen Abscheu über die damahlige Art Krieg zu führen, daß er, als er den Befehl erhielt, Hagenau einzuäschern, in diese Worte ausbrach: Der Teufel müsse die Staats-Räthe zu Paris besitzen, daß sie zu solchen tyrannischen und unter Christen nie erhörten Unternehmungen die Anschläge gäben. La Brosse der eine grausame Seele hatte, schickte sich besser zu solchen Thaten. Sengen, brennen, morden und dergleichen, war gleichsam sein Handwerck: allein, etliche solche Bösewichter sagen nichts in Ansehung einer ganzen Nation.

Von der Zerstöhrung Heidelberg und denen darinn verübten Frevel-Thaten, schreibet selbst eine Französische Feder, daß man sich nicht einbilden müste, als ob die Französische Truppen sich daraus ein barbarisches Vergnügen gemacht hät-

hätten, die grausame Befehle des Hofes auszuführen: Ihnen grauete vielmehr selbsten davon. Einige viehische gemeine Soldaten ausgenommen, die an dergleichen Greuel-Thaten eine wilde Lust hatten. Verschiedene Befehlshaber bezeigten so gar bey dieser Gelegenheit ein so grosmüthiges Mitleiden, daß sie ihre eigene Börsen hergaben, um damit die Plünderung und die Brandschatzung zu vergüten.

So blutig auch die darauf gefolgte Kriege bis auf unsre Zeit geführet wurden, so erinnere ich mich doch keiner besondern Grausamkeit, deren man die Franzosen dabey mit Grund beschuldiget hätte. Man weis wohl, daß die Wuth des Kriegs und das viele Lumpen-Gesind, welches denen Kriegs-Heeren folget, mancherley Unordnung, Jammer und unnöthiges Blutvergiesen verursachet; Allein dieses entscheidet deswegen nicht die Frage, ob ein Volck grausam sey oder nicht? Wir wollen hier nichts von unsern Landsleuten melden. Nemo tenetur propriam turpitudinem allegare.

Nichts hätte den stolzen Franzosen zu unsern Tagen empfindlichers begegnen können, als daß sie zum Haupt ihrer Kriegs-Macht einen Teutschen haben. Ich meyne den Grafen von Sachsen. Dieser rettet die Ehre der Teutschen indem er gegen die Teutsche ficht, und demüthiget die Einbildung der Franzosen, indem er ihnen lernet wie man kriegen soll. Belle-Isle und Maillebois haben mit allem ihrem Witz und Muth, so viel Ehre in allen ihren Feldzügen nicht erlangen können, als jener in einem einzigen erhalten hat.

Die Vortrefflichkeit des Heldenthums steckt also nicht allein im Französischen Geblüt, sondern ist eben so wohl auch andern Völckern eigen. Allein, dergleichen grose Leute werden nur selten gebohren, wo ein unerschrockenes Herz und ein erhabener Verstand mit den Empfindungen der Grosmuth und der Menschen-Liebe sich gesellen. Denn nur diese Eigenschafften zusammen machen einen Helden aus. Tyrannen und Würgteuffel finden sich aller Orten genug, zum Verderben des menschlichen Geschlechts.

Franckreich hat allezeit grose Leute gehabt, die sich so wohl im Krieg, und in weisen Rathschlägen, als in Künsten und Wissenschafften hervor gethan haben: besonders war das leztere Jahrhundert fruchtbar an solchen Köpfen, die ihren Witz, und ihre Geschicklichkeit der Welt zur Bewunderung zeigten. Perrault hat ihre Bildnüsse in Kupfer gestochen, mit einer kurzen Lebens-Beschreibung herausgegeben. Man findet darunter Prelaten, Staats-Minister, Comödianten, Helden, Mahler, Weltweise, Poeten, Geschicht-Schreiber, Baumeister, alle untereinander; weil ein jeder in seiner Kunst vortreflich war; das Glück aber allein, und nicht die Verdienste, den Unterscheid der Stände macht.

Diese vortreffliche Leute, die Franckreich hatte, veranlaßten uns Teutsche billig ihre Schrifften zu lesen, und ihre Sitten nachzuahmen. Allein wir giengen in dieser Nachahmung zu weit, und liesen uns endlich durch den blosen Schein betrü-

betrügen indem wir alles ohne Unterscheid für schön und artig hielten, was nur eine Französische Figur hatte.

Es sind gewisse Narrheiten die den Franzosen natürlich sind, und die man eben deswegen an ihnen leiden kan, weil sie natürlich sind; allein bey uns werden sie lächerlich, weil sie nachgemacht sind, und mit unserm Caracter nicht überein kommen.

Ein jedes Land heegt gewisse Vortheile die ihm eigen sind: es komt nur darauf an, daß man solche wohl anzuwenden weis. Wo die Natur uns ihren Einfluß versagt, darum solten wir uns nicht vergeblich bemühen: sie läßt sich wohl zwingen; allein dieser Zwang hat immer etwas unvollkommenes.

Wenn wir noch so viel Reben aus Burgund kommen lassen, und sie mit der grösten Sorgfalt in unsre Weingärten pflanzen, so wird der Wein davon doch immer schlechter sein, als der an unsern Stöcken wächßt. Sind unsre Weine nicht so süß und mild, wie die Französische, so sind sie doch desto kräfftiger und fallen nicht gleich nach 3-4. Jahren ab; sondern werden noch immer besser, wann sie aufs Lager kommen. Die Französische Weine haben zwar einen feurigen und spielenden Geist, der leicht ins Gehirne steiget; allein aufs Lager taugen sie nicht. Solte sich hier nicht etwas gleichendes in Ansehung der verschiedenen Geistes-Fähigkeiten

ten der Franzosen und der Teutschen zeigen? doch wir wollen uns nicht selbst schmeicheln; wir müssen bekennen daß unsre Weine an vielen Orten gar schwer und dum ausfallen; so gar daß die dicke Biere in den Nordischen Gegenden von Teutschland mehr Geist zu geben scheinen.

Ich komme wieder auf unsre Nachahmung der Franzosen: wir bekleiden uns mit ihren leichten Stoffen und seydnen Zeugen, dem kalten Winter zu Trutz. Wir verfrieren, als grosmüthige Französische Affen unsre teutsche Glieder. Den Hals und die Brüste geben unsre Weibs-Personen gleichfalls der Mode zum Opfer. Der Frost mag sie noch so blau färben, welches fürwahr nicht schön läst, und ihnen noch so viel Schmerzen und Ungemächlichkeiten verursachen; sie wollen lieber sich einem solchen Leiden unterwerffen, als nicht Französisch gekleidet sein.

Wir lachen darüber, das die Franzosen an eine Universal-Monarchie gedencken. Sind wir aber nicht selbst diejenige die sie daran gedencken machen? Sind wir nicht ganz eingenommen von allem was Französisch aussiehet? Warum machen wir ihnen so gar alle Kleinigkeiten und Thorheiten nach? Geben wir etwas anders damit zu erkennen, als daß wir selbst gern Franzosen sein mögten?

Man hat es jederzeit für ein Kennzeichen einer freywilligen Unterwerffung gehalten, wenn ein Volck darauf fiel, des andern Sitten und

Gewohn-

Gewohnheiten nachzuahmen. Diese Gefälligkeit macht uns geneigt auch Gesetze von ihm anzunehmen. Die Carthaginenser und die Egyptier fanden so viel artiges und einnehmendes in den Sitten der Römer, daß es ihnen gar nicht mehr leid that, unter ihrer Bottmässigkeit zu leben. Die Provinzen, die seit kurzer Zeit an Franckreich kommen, sind jetzo so gut Französisch, als ob sie nie Teutsch gewesen wären. Man darf nur einen Strasburger fragen, so wird er betheuren, daß er noch eins so vergnügt Französisch wär; ob er gleich noch zweymahl so viel Lasten und Auflagen tragen muß. Der Grund zur Französischen Universal-Monarchie ist also bey uns schon völlig gelegt: Ihr Geld und ihre Sprache gelten durch ganz Europa: sie können alles damit ausrichten. Ihr Pracht gefällt den Grosen und ihre Galanterie dem Frauenzimmer. Der Pöbel ist leicht zu gewinnen, man darf ihm nur den Glanz von den geprägten Münzen, mit des Königs Bildnüs zeigen, so wird der vermeynte Haß gegen die Franzosen sich bald legen; und in der That, wie solte der gemeine Mann dergleichen Höflichkeiten widerstehen deren er bey uns so wenig gewohnet ist?

Die Französische Sprache ist bey uns allgemein; wer einmahl an ihre Bücher gewöhnet ist, dem eckelt fast vor den Teutschen. Unsere meiste Briefe die unter dem Adel, an den Höfen und in Geschäften gewechselt werden, sind in dieser Sprache verfasset. Man giebt uns Fran-

zösischen Wärterinnen und Lehr-Meistern unter Händen; und macht uns also mit Kunst zu Franzosen, da die Natur uns zu Teutschen gemacht hat. Wir sind vielleicht die einzige Nation auf der Welt, die sich keine Ehre daraus macht, das zu sein, was sie ist, und die lieber andre copiren, als ein Original sein wollen. Wir helffen ihnen ihre Wein düngen, und ihre Werckleute unterhalten; und da wir auf alle ihre neue Moden, dermassen erzicht sind, so heben sie gleichsam einen Tribut über uns, der jährlich ungeheure Summen aus Teutschland schleppet.

Wir Reden, Dencken, Essen, Trincken, Schlaffen, Singen, Fluchen, Spielen, Kleiden und Ruiniren uns, alles à la Francoise. Sehet, wie weit die Französische Universal-Monarchie bey uns schon hat Raum und Beyfall genommen.

VI.

Von der Universal-Monarchie.

Folgende kleine Schrift macht aller Orten ein groses Aufsehen: Beweis daß die Universal-Monarchie vor die Wohlfahrt von Europa, und über das menschliche Geschlecht die gröste Glückseligkeit würcken könte. Was an dieser Schrift bewundert wird, ist die ungemeine Kühnheit des Verfassers, einen ganz besondern Lehr-Satz in der Staats

Klug

Klugheit zu behaupten, und dabey auf unsre Teutsche Reichs-Fürsten, mit einer verwegenen Freiheit, seine Pfeile zu richten. Er scheinet aber nur deswegen eine seltsame Meynung vorzutragen, um dabey seinen Verstand zu zeigen und eine Menge guter Lehren anzubringen. Sein Vortrag ist lebhaft und schön, er hat viele und gründliche Einsichten; er dencket kühn, und schreibet mit gleicher Freiheit. Er sagt viele Wahrheiten unter Grund-falschen Sätzen. Er bauet in einzelen Theilen und reisset im ganzen nieder. Er redet mit den Fürsten als ein Philosof, und meynet man könte sie mit Recht ihrer Länder entsetzen, weil sie nicht philosophisch regierten. Kurz, seine Gedancken, seine Schreib-Art und seine Einfälle haben etwas so glänzendes, daß er viele Leute bereden dürfte, als wenn es sein wircklicher Ernst wär, den Satz von der Universal-Monarchie zu vertheidigen. Allein, wenn man die Sache genau einsiehet, so sind dessen angeführte Beweis-Gründe nur zum Schein, den Leuten ein Blendwerck vor die Augen zu machen, und wie Sancho Pomso, bey Gelegenheit seiner bezauberten Insul, manche gute Wahrheiten natürlich vorzustellen.

Man hat uns aufgefordert, diese ganz besondere Schrift etwas genauer zu prüfen und darüber unsere Meynung zu entdecken. Wir wollen uns darzu willig erzeigen, und das ganze Werck in seiner völligen Stärcke, vor Augen stellen, damit aber der Zusammenhang davon, durch unsre Anmerckungen nicht möge unterbro-

chen werden, so wollen wir solche unter den Text setzen.

Es ist gewiß, daß ehedem Spanien mit einer sogenannten Universal-Monarchie schwanger gieng; seit dem aber Franckreich unter Ludwig dem XIII. das Haupt empor hub, und durch zwey verschmizte Cardinäle regieret wurde, sah man deutlich, daß es mit gleichen Absichten umgieng; und, wo nicht die Universal-Monarchie, doch wenigstens die Obermacht in Europa zu behaupten suchte. Man betrachtet deswegen seit derselben Zeit die Franzosen, als ein übermüthiges Volck, welches aus Herrschsucht der ganzen Christenheit die Fessel anzulegen, und lauter Unruh, Frevel und Blutvergiesen in dem menschlichen Geschlecht anzustiften suchet. (a)

Der

(a) Daß die beyde grose Cardinäle in Franckreich Richelieu und Mazarin mit dergleichen Anschlägen umgegangen sind, ist wohl ausser Zweiffel, sie hatten allzu viel Geist, als daß sie sich an gemeine Staats-Regeln binden solten. Sie entwarffen einen ganz neuen Plan von der Einrichtung der Europäischen Welt. Die Staats-Fehler der benachbarten Höfe machten sie selbst daran dencken. Unter dem Vorwand sich ihrer Freunde und Bunds-Verwandten anzunehmen, mengten sie sich in alle Händel. In Engelland unterstüzten sie den Cromwel, zugleich aber sorgten sie für die Auferziehung der beyden Englischen Prinzen, denen sie alle die Neigungen einzuflösen wusten, die ihrem Vaterland schädlich, Franckreich aber vortheilhaft waren. So bald Carl den Englischen Thron bestieg, gab man ihm eine Französische Delila, die unter dem Nahmen einer Herzogin von Portsmuth, den König

Der Verfasser nimmt daher Gelegenheit uns dieses Schrecken-Bild der Universal-Monarchie auf einer ganz andern Seiten vorzustellen; er will behaupten, daß nichts dem menschlichen Geschlecht vorträglicher sein könte, als wenn nur ein Monarch allein ganz Europa be-

---

nig und den Staat nach den Absichten des Französischen, Hofs regieren half. In Holland suchte man das Ansehen eines Prinzen von Oranien zu schwächen und unterstüzte dargegen die Parthey der unglücklichen de Witten. Die Nordische Cronen wurden miteinander in stete Kriege verwickelt, und dadurch abgehalten, denen Hülfe zu leisten, welche Franckreich für gut finden würde, anzugreiffen. Gegen das Haus Oesterreich empörte Franckreich die Mißvergnügten in Ungarn, und da diese nicht genug waren, schickte es demselben den Türcken übern Hals. Im Teutschen Reich schüzte es die protestirenden Fürsten: In Italien dorfte sich der Pabst nicht regen, weil er von dem allerchristlichsten König sich befahren muste, daß er bey der geringsten Unhöflichkeit, ihm den Gehorsam aufkündigen und sich einen eignen Pabst in Franckreich wehlen dürfte. Die übrige Italiänische Fürsten waren froh wann sie nur Franckreich in Ruhe ließ. Was hierauf erfolgt ist bekannt. Wir wissen wie bey Gelegenheit der Bayerischen Kayser-Wahl, Franckreich eine Zeitlang eine Universal-Monarchie auf unserm Theatro agiret. Allein es war nur ein kurzer Auftritt. Carl der VII. sonst ein recht würdiger Kayser, starb. Alles kam damit von neuem in Verwirrung. Nun ist man beflissen die Ruhe in Europa durch ein eingebildetes Gleich-Gewicht wieder zu herstellen; allein, die Wage will darzu noch nicht recht einschlagen, und ich besorge sehr, daß diese mechanische Art die Macht der Staaten gegeneinander abzuwiegen, erstlich mit der Erfindung des perpetui mobilis dürffte zu Stande kommen.

herrschte. Er meynet das Unglück fiel nur auf etwa hundert Personen, welche man jetzo als regierende Häupter in Europa betrachtet; darunter wären manche Tyrannen, die sich wenig um die Wohlfahrt ihres Volcks bekümmerten, sondern ihnen wohl gar das Fell über die Ohren zöhen. Er scheuet sich nicht den Herzog von Mecklenburg und den Fürsten Hyacinth von Nassau-Siegen allhier mit Nahmen zu nennen. (b)

Es wär demnach kein Unglück für die Welt, fährt der Verfasser fort, wann diese freie Regenten einem einzigen Beherrscher unterworffen sein würden; denn es könten die Unterthanen deswegen doch glücklich sein, wann gleich ihre Regen-

(b) Der Herzog von Mecklenburg ist wohl an und für sich selbst nie kein Tyrann gewesen. Er lies sich vermuthlich durch böse Rathgeber verleiten. Seine bisher in Danzig geführte philosophische Lebens-Art giebt genugsam zu erkennen, daß ihn die Herrschsucht so sehr eben nicht muß geplaget haben. Man weiß wohl daß Fürsten wann sie vermeynen ein Recht auf etwas zu haben so leicht davon nicht abzubringen sind. Von dem Fürsten Hyacinth von Nassau-Siegen besitze ich noch verschiedene eigenhändige, theils in lateinischer, theils in französischer Sprache geschriebene Briefe. Er hatte viel Ehrsucht und Hoheit, und war sonderlich gegen das damahls am Wiener Hof alles geltende Hauß Schönborn gewaltig aufgebracht. Er hatte darzu keine ganz ungegründete Ursachen: er verfochte mit ungemeinem Eifer die Freiheit der Teutschen Fürsten. Er gehöret aber mehr unter die Zahl der unglücklichen Fürsten als unter die Tyrannen, dann er hatte wenig, oder gar nicht regieret.

Regenten, als blose Stadthalter, unter der Bottmässigkeit eines obersten Monarchen stünden.

Der Verfasser bemühet sich darauf die Glückseligkeit zu beweisen, welche gantz Europa von der Einführung einer solchen Universal-Monarchie zu gewarten hätte. Ich will alles so viel möglich auf kurtze Sätze bringen.

1.)

Die Wohlfahrt von Europa beruhet nicht, wie man insgemein dafür hält, in der Erhaltung des jetzigen Gleichgewichts, weil solche nur die Glückseligkeit und unabhängliche Freyheit von etwa zwanzig Personen, und die vorzügliche Gerechtsame von etwa hundert andern Menschen zum Grunde hat; sondern dieselbe bestehet vielmehr darinn, daß alle Einwohner von Europa in vollkommener Ruh und Sicherheit in ihren Hütten leben; daß ihnen der benöthigte Lebens-Unterhalt, durch unerschwingliche Abgaben, nicht schwer und fast unmöglich gemacht werde; und daß sie im übrigen eine genaue und unpartheyische Gerechtigkeit in allen vorfallenden Streitigkeiten zu geniesen haben. (c)

2.) Je

(c) Diesen Satz wird niemand, der eine vernünftige Seele hat, in Zweiffel ziehen: Er müste dann glauben, GOtt der HErr habe das menschliche Geschlecht darzu erschaffen, daß die hochmüthigste und gewaltigste Gelegenheit finden mögten, ihre Herrschsucht und ihre ausschweiffende Begierden zu vergnügen. Es ist glaublich, daß die Menschen nach der

2.)

Je mehr Regenten in Europa sind, je weniger kan dieser Endzweck erreichet werden, weil diese Dinge die zu der Glückseligkeit der Menschen gehören, nicht anders als mit vielen Einschränckungen können genossen werden: sie sind auch dabey um so viel weniger sicher, je weniger ein einzeler Beherrscher Macht in Händen hat sie zu beschützen.

3.)

Je mehr Regenten in Europa sind, je mehr haben die Unterthanen eines jeden Landes mit denen Unterthanen anderer Herren zu schaffen. Wenn nun, wie es nicht wohl anders seyn kan, immer einer mächtiger ist als der andere, so können die Unterthanen eines Schwächern von den Unterthanen eines Mächtigern sich keiner Gerechtigkeit getrösten.

4.)

Die Vielheit der Regenten verhindert die Bestraffung der Missethäter und Bösewichter, weil immer die Verbrecher sich in andere Länder flüch-

---

der Abweichung ihrer Natur, und da sie von dem Zweck ihres gütigen Schöpfers so weit abgewichen sind, daß die wenigste davon ihn kaum noch erkennen, noch sich von ihm regieren lassen; deswegen zur Züchtigung den Druck und die Ungerechtigkeit der Gewaltigen fühlen müssen. Das moralische Ubel ziehet das physicalische und politische nach sich; Eines verursacht das andere.

flüchten und darinnen vollkommne Sicherheit finden.

5.)

Die Vielheit der Regenten macht Aufruhr und Zwietracht und hat sich seit hundert Jahren in Europa keine Rebellion entsponnen, die nicht von auswärtigen Mächten erreget, oder doch von ihnen ist unterstützet worden; indem es fast nicht möglich ist, daß eine Macht nicht der andern feind seyn solte.

6.)

Die Vielheit der Regenten ist eine der grösten Ursachen, warum die Unterthanen arm, dürftig und elend werden. Ein Regent er sey, so klein er wolle, will dem grösten Monarchen an Pracht und Verschwendung nichts nachgeben, und ehe diese nachblieben, würden lieber auf Wasser, Luft und Sonne Abgaben gelegt werden; als welches vielleicht noch die einzige Dinge sind die man ohne Steuren gelassen hat.

7.)

Eben so ist es mit Unterhaltung der Soldaten beschaffen: seitdem die Europäische Regenten, durch das Beyspiel von Franckreich, auf den vor ihre Länder unglücklichen Schluß gefallen sind, in einer beständigen Rüstung zu stehen, so will der ohnmächtigste Regent seine Macht beständig auf einen höhern Fuß setzen, ob er gleich niemahls Krieg führen kan und wird, seine Unterthanen

aber dadurch sämtlich an den Bettel-Stab gerathen.

8.)

An allen Höfen denckt man auf nichts mehr, als nur mehr Einkünfte zu verschaffen. Wenig Ministers suchen die Abgaben des Volcks zu erleichtern, schier alle trachten dadurch bey dem Fürsten sich in Hochachtung zu setzen, allerley Arten von Abgaben zu erfinden, wie wir leider teutsche Reichs-Fürsten haben, die in ihren Landen allein Schäfer, Brandewein-Schencken und Bierbrauer sind. Wer nun alles dasjenige, wodurch die Unterthanen sich nähren müssen, selbst an sich reißt, der ist nicht würdig den Nahmen eines Regenten zu führen.

9.)

Die Vielheit der Regenten ist ferner darinnen schädlich, indem sie alle verschiedene Absichten haben, dadurch viel Gutes verhindert, viel Böses aber in vollen Gang gebracht wird. Man sucht Feindschaft und Mißtrauen gegeneinander zu erregen, man stiftet einander entgegen stehende Bündnisse, man befördert den Krieg und suchet den Frieden und andere zur gemeinen Wohlfahrt dienliche Handlungen zu hintertreiben u. s. w.

10.)

Die Vielheit der Regenten setzet Teutschland ausser Stand seinen Feinden die Spitze zu bieten. Die auswärtigen Mächte treiben mit demselben ihr Spiel wie sie wollen. Alle heilsame Anstalten,

ten, gute Gesetze und nützliche Unterhandlungen werden verhindert: die Länder aber in Armuth und Elend versetzet.

11.) p. 44.

Die Vielheit der Regenten ist nicht nur für die Wohlfahrt unseres Welt-Theils höchst-schädlich, sondern es gibt auch allemahl weit mehr böse als gute Regenten. Die Menge ist also gedoppelt schädlich.

12. p. 52.

Die Vielheit der Regenten vermehret die Geschäfte überaus. Die Müh und Sorge, wie sich ein Regent gegen die fremde Mächte, zur Wohlfahrt seines Landes, klüglich betragen soll, läßt ihm wenig Zeit übrig an dessen innere Wohlfahrt rechtschaffen Hand anzulegen. Sie werden also durch diese allzu grose Müh von den Regierungs-Sorgen abgeschreckt, überlassen alles ihren Bedienten, und widmen sich allerley lasterhaften Ergötzlichkeiten, zum Verderben des mit einem Regierungs losen Fürsten geplagten Landes.

13.) p. 53.

Die Vielheit der Regenten verursacht allenthalben unglückliche Folgen in Ansehung der Sitten der Völcker. Denn weil ihrer mehr gute als böse sind, so reissen sie durch ihre eigene böse Beyspiele mehr ein, als sie durch gute Anstalten und weise Gesetze bessern können. Also sind sie der Wohlfahrt ihres Volckes auch hier auf eine ge-

doppelte

doppelte Art nachtheilig, indem sie über das Verderben, worinn ihre üble Regierung das Land stürzet, alles mit ihren Lastern vergiften.

14.) p. 67.

Die Vielheit der Regenten macht grose Verwirrung, in Ansehung der verschiedenen Gesetzen. Jeder freye Regent macht solche nach seiner Willkühr. Sie mögen für das menschliche Geschlecht heilsam seyn, oder nicht. Der Schaden äussert sich sonderlich in Erbschafts-Fällen, wo öfters einer in eines andern Lande von dem Tode übereilet wird, dessen Gesetze ihm unbekant. Z. E. das Jus Albinagii, da sich der König in Franckreich das Vermögen derer die in seinem Lande sterben und Erben ausser Landes haben, glücklich anmasset rc.

15.) p. 69.

Die Vielheit der Regenten beleget die Unterthanen mit einem selzamen Zwang in einem Land zu leben, wo es einem nicht gefällt, will man anders wo hin ziehen, so muß man den grösten Theil seines Vermögens deswegen in Stich lassen, oder mißvergnügt, oder mit ungesunden Cörper bleiben wo man ist.

Der Verfasser macht hierauf den Schluß, daß Teutschland glücklich gewesen seyn würde, wenn dem Kayser Ferdinand dem II. sein vermuthlicher Endzweck gelungen wär die Kayserliche Gewalt auf einen höhern Fuß zu setzen, und wann der Schwedische König Gustav Adolph

damahls

damahls nicht zum Unglück von Teutschland, unserm Vaterland Beystand geleistet hätte (d). Der

(d) Wann ich dem Verfasser alle seine vorhergehende Sätze wolte gelten lassen, so scheinet mir doch dieser viel zu hart und viel zu unzulänglich, das Ubel zu heben. Ein blinder Religions-Eifer mit einer heimlichen Staats-Sucht vermenget, war damahls das Triebwerck aller unglückseligen Unternehmungen und blutigen Kriegen, die in die dreyßig Jahr lang unser werthes Teutsches Vaterland verheerten. Ferdinand war das Haupt der Catholicken; Gustav Adolph dasjenige der Lutheraner, und Friederich, der sogenante Winter-König, die Hofnung der Reformirten: Die Clerisey dachte an die Ausbreitung ihrer Kirche, und die Staats-Leute an die Eroberung fremder Länder. Die Religion setzte demnach in unserm Welt-Theil alles in Verwirrung, und gab dadurch einigen hohen Häuptern Gelegenheit, an die Vermehrung ihrer Macht zu gedencken. Franckreich schien meistentheils dabey nur ein bloser Zuschauer abzugeben; in der That aber war dasselbe Urheber von dem ganzen Spiel. Seine verschmitzte Politic hatte Ferdinand, Carl Gustaven, Friedrichen und die Teutsche Fürsten untereinander auf das geschickteste verwirret, damit sie sich wacker einander aufreiben und ihm freye Hand lassen mögten, in Europa den Meister zu spielen. Also mogten die Jesuiten, von der Ausrottung der Protestanten, noch so herrliche Anschläge machen, und die Protestanten ihrer Seits noch so eifrig für die Ausbreitung ihres Glaubens kämpfen, man ließ sie beyderseits mit solchen Dingen sich bebeschäftigen, und mittlerweile das Geld zum Krieg von denen durch sie aufgebrachte Layen aufbringen. Der Zweck blieb doch immer die Eroberung der Länder. Allein, weder Ferdinand noch Gustav, dach-

Der Verfasser erwehnet darauf mit einer sehr grosen Freyheit diejenige Tyranney, womit die kleine

---

ten dabey an eine Universal-Monarchie. Einige glückliche Feldzüge machten die Sache nicht aus. Oesterreich, wann wir die Spanische Länder mit darzu nehmen, sah zwar fürchterlich genug aus; allein die Protestanten hatten ein starckes Gegenspiel in Händen, und Franckreich, das in der Mitten lag, gab zu allem den Ausschlag. Es hatte schon damahls die gröste Absichten selbst, dargegen weder Oesterreich noch Schweden aufkommen konte. Und wie würde es um die Protestanten in Teutschland ausgesehen haben, wann ihnen Gustav Adolph nicht zu Hülfe gekommen wär? Der Verfasser scheinet mir doch kein so eifriger Catholicke zu seyn, daß er jener Vertilgung solte wünschen, indem er meinet, dieser König sey damahls recht zum Unglück von Teutschland aus Schweden gekommen. Doch hätte er nicht der Protestanten sich angenommen, so wär der König von Dennemarck, oder ein anderer ihnen zu Hülffe geeilet; und was wär es dann für die Ferdinandische Absichten besser gewesen? Engelland und Holland würden auch nicht stille gesessen seyn. Es ist wahr, Jacobus, der kein bloses Schwerdt sehen konte, nahm sich seines Tochtermanns und des gemeinen Protestantischen Wesens schlecht an. Er war von Spanien und denen Chimären, daß sein Sohn Carl die Infantin heurathen solte, ganz begauckelt. Darauf stützten sich nun die Ferdinandische Anschläge, welche Gustav Adolph keineswegs zum Unglück von Teutschland vereitelt hatte. Nicht deswegen, weil das Haus Oesterreich uns schädlicher gewesen wär als die Vielheil der Regenten; sondern deswegen, weil der Clerus damahls noch zu viele Herrschaft hatte, vor dessen Regiment der liebe GOtt uns allzeit in Gnaden behüten wolle.

kleine Reichs-Fürsten ihre Unterthanen ruiniren, und ihnen durch die ganz unmenschliche Abgaben den Bissen Brod von dem Munde wegnehmen. Er hält es für lächerlich, daß diejenigen, die ihre Unterthanen nicht schützen können, und denen folglich die Helfte von dem Endzweck eines Regenten abgehet, dennoch eine solch unumschränckte Freyheit hätten, ihres Gefallens mit ihnen zu handthieren. Ehmahls hätte der Kayser dergleichen, zum Unglück ihrer Unterthanen gebohrne kleine Fürsten, der Landes-Regierung entsetzen können; nunmehr aber hätte man sie um desto kühner gemacht, indem man denen Kaysern in denen 2. letztern Kayserl. Wahl-Capitulationen, Art. 13. §. 3. 4. auch diese Gewalt beschnitten habe. Der Verfasser wundert sich, daß damahls das Chur-Fürstl. Collegium mit der Vorschreibung dieses Gesetzes, so willfährig gewesen sey. Sie selbst, die Chur-Fürsten, hätten wohl einer Entsetzung der Regierung sich niemahls zu befürchten gehabt, (e) allein für die arme Einwohner

 in

(e) Der Verfasser macht einen allzu mercklichen Unterschied zwischen den Chur-Fürstl. und andern Fürstl. Häusern. Ich bin darin Leibnitzens Meynung, und halte dafür, daß der ganze Unterscheid nur in der Würde und in dem Vorzug den Kayser zu wehlen bestehe; im übrigen haben sie gleiche Hoheiten, und gleiche Rechte, in Ansehung der Souverainität an und vor sich selbst: ihre Macht giebt der Sache den weitern Ausschlag. Wir sehen solches an dem Hause Hessen, welches einigen Chur-Fürstlichen an Alter, Hoheit und Macht nichts nachgiebt. So wenig die

in Teutschland wär es gar nicht heilsam, sie also der grausamen Willkühr ihrer kleinen Landes-Herren gänzlich zum Raube hinzugeben, weil doch bey solchen Umständen nichts mehr vermögend wäre die boshaftigen und nach dem Verderben der Unterthanen dürstenden Neigungen eines kleinen Reichs-Fürsten in Schrancken zu halten. (f)

Der

die Chur-Fürsten sich also einer Entsetzung der Regierung zu befürchten hätten, so wenig hatten solches auch unsre alte mächtige Fürsten-Häuser zu befürchten; und dieses aus gleichen Ursachen, die sie mit den Chur-Fürstlichen gemein haben. Zudem, so machen die mehresten alt Fürstl. Häuser mit den Chur-Fürstl. noch einerley Familien aus, also daß diese jenen nimmermehr an ihren Rechten etwas vergeben werden. Hätte nun der Kayser die Macht die Fürsten abzusetzen und kleiner zu machen, wie es vor alten Zeiten, da noch keine Chur-Fürsten waren, geschehen ist, so würde man unfehlbar, wenn man mit den Kleinen fertig ist, auch nach den Grosen greiffen: Denn warum solte es in Teutschland anders als in der Welt zugehen? wo die Hoheit diejenige am wenigsten um sich leiden kan, denen sie ihre Erhebung zu dancken hat? man würde deswegen dem Kayserlichen Hof, als einen Staats-Fehler anrechnen können, wann er nicht die Fürsten, Grafen, Ritterschaft und Reichs-Städte, ja so sehr als die Chur-Fürsten zu heegen geneigt seyn würde. Die Sache redet von sich selbst.

(f) Ich will keineswegs in Abrede seyn, daß es nicht dergleichen kleine Landes-Herren in Teutschland gebe, die mit ihren Unterthanen nicht handeln wie sie billig solten; allein der Verfasser bedienet sich alhier gar zu harter Ausdrücke, und redet noch dar-

zu

Der Verfasser meynet deswegen die Kayserl. Majest. solte sich ihre Wahl-Capitulation keine Hindernuß seyn lassen, wieder die viele kleine Tyrannen in Teutschland, die alle Arten der Grausamkeiten wieder ihre Unterthanen ausüben, nicht allein ernstliche und wircksame Mittel vorzukehren, sondern auch so gar zur Entsetzung der Landes-Regierung zu schreiten. In Betrachtung daß keine andere Verbindlichkeit die erste Verbindlichkeit eines Regenten, nemlich die Wohlfahrt des Reichs zu befördern, aufheben könte. Der Verfasser führet zu dem Ende das Bedencken an, welches ehedessen das Kayserliche Ministerium dem Kayser Leopold gegeben, als solches die harte Gesetze zu Gesicht bekam, welche die Chur-Fürsten demselben in der Wahl-

 Capi-

zu mit allzu weniger Unterscheidung; da es doch eine ausgemachte Sache ist, daß es unter unsern Fürsten und Landes-Herren, so wohl gute als böse giebt. Ja man würde wohl von keinen, auch von dem allerschlimsten eigentlich die Redens-Art gebrauchen können, daß er nach dem Verderben seiner Unterthanen dürstete; Ihr Endzweck gehet dahin, um Geld genug zu haben, nur damit sie prächtig leben und ihre Begierden vergnügen mögten. Sie wollen deswegen nicht ihre Unterthanen an Bettelstab bringen; dergleichen Folgen sind zu weit von ihrem Nachdencken entfernet: sie sehen sie nicht ein, ja sie sind ihnen guten Theils unbekant. Wie kan man also sagen, daß sie darnach dürsten, oder ein grausames Verlangen haben? Für einen Philosophen, der die Geltung der Worter so genau, als die Richtigkeit der Schlüsse zu bestimmen weiß, ist also diese Anmerckung viel zu allgemein, und der Sache mit nichten gemäs.

Capitulation vorgeschrieben hatten. Es befindet sich darinn unter andern dieser besondere Ausdruck: „Da einige der Artickeln der Capitulation „zweydeutige Clausuln hätten, so könten solche „hernach favorabel ausgelegt und ihnen ein solcher Verstand, welcher dem zukünftigen Kayser und zur Wohlfahrt des Reichs nützlich, „verständig und favorabel wäre, gegeben werden. (g)

Nun

(g) Dieses lautet ein wenig Machiavellisch. Zweydeutige Clausuln mit Vorsatz in eine Capitulation einfliesen zu lassen, um solche hernach zu drehen und zu wenden, wie man es gut findet, ist ein Satz der alle und jede Tractaten, die in der Welt geschlossen werden könten, ihrer natürlichen Verbindlichkeit und Ausrichtigkeit beraubet. Die erste Regel des Natur- und Völcker-Rechts ist, daß man Treu und Glauben halten müsse; gilt diese nicht, so weis ich kein einziges Mittel mehr, das fähig wär, die Völcker untereinander zu verbinden, nnd das menschliche Geschlecht zur Beobachtung gewisser Schuldigkeiten gegeneinander anzuhalten, damit es nicht durch stetes Blutvergiesen und Land verderbliche Kriege sich einander aufreiben mögte. Wir trauen deswegen denen Franzosen nicht, weil sie uns bisher in denen mit uns gemachten Tractaten und Friedens-Schlüssen, durch ihre eigen gefällige Auslegungen, nicht wenig geteuschet haben. Der Dauphin meynte darum, als er sich An. 1689. bey der Armee am Rhein befand: er hätte mehr Schwerigkeit sich mit den Feinden in Unterhandlung einzulassen, als mit ihnen zu schlagen, weil sie von ihnen beschuldiget würden, daß sie keine Zusage hielten. Das Haus Oesterreich wird es dem Verfasser nicht dancken, daß er durch die

Anfüh-

Nun fähret der Verfasser fort, ist nichts schädlichers für die Wohlfahrt des Reichs, als die

Anführung obiger Stelle dessen Zusage ein zweydeutiges Ansehen geben will; da es bishero seine Tractaten, so viel ich weis, aufrecht und unverletzt zu halten getrachtet. Ich sage nicht daß es zur gemeinen Wohlfahrt des Reichs nicht wäre besser gewesen, wenn der vom Verfasser p. 35. angezogene 4. Artickul; „Daß kein Reichs-Stand von „seiner Sitzung und Stimme, weder provisorie „noch in sonstige Weiß suspendiret, noch ihrer „Landes-Regierung entsetzet werden solte; nicht mit in die Capitulation gekommen wäre. Allein, factum est: ohne Errichtung einer neuen Capitulation kan die alte nicht aufgehoben werden; und find ich hier das axioma nicht zulänglich: Daß keine Verbindlichkeit eines Regenten / nemlich die Wohlfahrt seines Reichs zu befördern / aufheben könte. Denn, man dencke nur was daraus für Folgen fliesen würden: Alle Tractaten zwischen dem Kayser und den Ständen wären nicht länger verbindlich, als so lang jener urtheilen wurde, daß des Reichs Wohlfahrt darunter befördert würde: Folglich stünde dieses Urtheil lediglich bey dem Kayser: folglich könte derselbe der Capitulation zuwider handeln, wie er es für gut fänd. Folglich wär es ganz vergeblich für die Fürsten und Stände des Reichs eine Wahl-Capitulation zu errichten, und sich darinnen gewisse Rechte und Freyheiten vorzubehalten. Denn so bald der Kayser urtheilte, daß die Wohlfahrt des Reichs dadurch nicht befördert würde, so könte er solche zernichten. Würden dadurch nicht alle des Reichs Grund-Gesetze mit einmahl aufgehoben? würde der Kayser sodann nicht aufhören Kayser, das ist das Oberhaupt freyer Fürsten und Staaten zu seyn? dann wo diese nicht mehr wären, was sie sind, so hätte auch die ganze Gestalt des Reichs ein Ende.

die Sicherstellung gegen solche Tyrannen und nichts so wahr, als wie man in diesen Gedancken sagt, daß das jenige kein Gesetz seyn kan, was sich nicht auf die Gerechtigkeit gründet. (h) Wo ist aber die Gerechtigkeit, wenn ein kleiner Regente, den der Endzweck eines Regenten zur Helfte ermangelt, nemlich die Beschützung der Unterthanen, dennoch seiner rasenden Regierung nicht beraubet werden kan, er mag mit seinem Land tyrannisiren wie er will. (i) GOtt, das allerhöchste Wesen,

---

(h) Hier bedienet sich der Verfasser einer andern Juristischen Regel, vermög deren man alle Tractaten, Vergleiche, Transactionen, Friedens-Schlusse, Pacta familiæ und dergleichen wieder übern Hauffen stossen kan; dann man vergleicht sich über keine Sache, darüber man sich nicht ein gewisses Recht anmasset. Dieses Rechts begeben wir uns natürlicher Weise durch den Vergleich, den wir darüber mit dem andern Theil errichten; dieser Vergleich wird also ein Gesetz für uns, daß wir dergleichen Recht nicht mehr rügen, oder uns dessen bedienen wollen; Nach obiger Regel aber könten wir, oder unsere Nachkommen, es allezeit widerruffen und sagen, ein solches Gesetz, oder ein solcher Vergleich wäre falsch und nicht auf die Gerechtigkeit gegründet; folglich wären alle Verbindungen nur so lange gültig, als man solche zu halten geneigt wär; und würde dabey das Sprüchelgen immerdar gelten müssen: Quod semel falsum per tractum temporis non convalescit.

(i) Deswegen ist in solchen Fällen der Recursus an die hohe Reichs-Gerichte und ad Comitia Imperii einem bedrängten Volck noch immer offen; denn obwohl der Kayser vermög des oben angeführten Art. 1. §. 4. nicht befugt ist einen Stand des Reichs seiner Landes-

sen, dem nichts so sehr mißfallen kan, als die Tyranney über die vernünftige Geschöpffe, wird gewiß für solche selige Gedancken und deren Ausübung Se. Kayserl. Majest. und dero allerhöchsten Stamm, bis auf die späteste Zeiten, zum Segen setzen. (k)

Der Verfasser, der sich hier der stärcksten Ausdrücke bedienet, beruft sich endlich zur Behauptung

E 5 tung

Landes Regierung auf irgend eine Weise zu entsetzen; so ist damit doch noch nicht die Verknüpffung oder der Zusammenhang des Reichs selbst aufgehoben. Also kan ein jeder Fürst, oder Stand des Reichs, bey dem Kayser und dem ganzen Reich belanget, und zur Beobachtung der Gerechtigkeit, laut der Reichs-Grund-Gesetzen angehalten werden: wie solches die Acten der Mecklenburgischen Sachen und ganz neuerlich die Executions-Commißion Gotha gegen Meynungen, in Sachen des Ober-Jägermeisters von Gleichen und dessen Gemahlin, ausweisen. Ist demnach obiger Art. weiter nichts als eine Privat-Einschränckung der Kayserlichen Macht, damit dieselbe nicht bloser Dings, oder eignen Gefallens, ohne Zuthuung des Reichs, in solchen wichtigen Fällen, zu fahren, und, wie sich darüber der Fürst Hiacynth von Siegen beklaget hatte, einen Fürsten zum Opffer eigner Rache machen mögte.

(k) Dieses wäre wohl gut, wenn man dadurch sicher wäre, daß die Tyranney aufhören würde. Wie aber, wann der allerhöchste Stamm, wie hier der Verfasser zu reden beliebt, selbst tyrannische Aeste tragen würde? denn der beste Kayser ist nicht sicher, einen ungerathenen Sohn zu haben; wie solches das Exempel Caroli IV. und Wenceslai bezeigen; anderer, die uns nicht so nahe sind, zu geschweigen.

tung seiner Meynung, auf den Beyfall vieler aufrichtigen Rechtsgelehrten. Er nennet insbesondere den Herrn von Ludewig, der einen Entwurf gemacht hat, wie Teutschland in die Churfürsten könte vertheilet werden. (l)

Er macht hierauf den Abriß eines guten Regenten. Er behauptet die grose Wahrheit, daß die Unterthanen nicht um der Regenten willen vorhanden seyen; daß ein Regent gütig und gerecht sein müsse; daß er nichts unternehmen solte, als was die Glückseligkeit seiner Unterthanen befördern könte; folglich müste er ihr Blut schonen, ihnen Ruh und Sicherheit verschaffen, und alles dasjenige mit beytragen, was sie in den Zustand einer beständigen Freude versetzen könte; dieser Schilderey setzet der Verfasser das Bild eines bösen Regenten entgegen. Ich muß bekennen daß er von allen diesen

(l) Der Herr von Ludewig hat allerhand Entwürf und Vorschläge gemacht: Ein Mann, der eine so erstaunliche Wissenschaft besas, wie dieser, konte mit denen gemeinen Meynungen nicht stets übereinkommen. Er brachte deswegen oftmahlen auch etwas ausserordentliches auf die Bahn: zumahlen wenn er glaubte, daß es dem hohen Haus, unter dessen Schutz er lebte, anständig und vortheilhaft sein mögte. Ein Reichs Städler würde das ganze Reich, wie die Schweitzer in Cantons: unsre Grafen in Landgrafschaften und Gauen: unsre Fürsten aber in lauter Herzogthümer eintheilen wollen. Und doch würde man, um einen solchen Entwurf zu machen, nur halb so viel Witz nöthig haben, als der Herr von Ludewig hatte, das Reich in Churfürstenthümer einzutheilen.

sen Dingen, als ein gründlicher Weltweiser urtheilet, der die Welt, die Menschen, insonderheit aber die Tyrannen, welche er in diesem ganzen Werck mit so lebhaften Farben abschildert, sehr wohl kennen muß.

Ich komme nun auf die Vortheile, welche man sich von einer Universal-Monarchie, nach unseres Verfassers Meynung, zu versprechen hätte.

1.) p. 54. & seq.

Weil die Vielheit der Regenten mehr Böse als Gut macht; so folget ganz natürlich, daß die Universal-Monarchen mehr gut als böse sein würden. Indem dieselbe, aus Mangel der freyen Neben-Regenten, keine andre Absichten haben könten, als die Wohlfahrt der Völcker. (m) Würde

(m) Ich sehe hier ganz keine Folge, daß deswegen ein Universal-Monarch, weil er keine freie Neben-Regenten um sich hätte, auch keine andre Absichten haben könte, als die Wohlfahrt der Völcker: Wir sehen vielmehr aus den Geschichten, daß dergleichen grose Monarchen, die sich vor keinem andern freien Regenten zu scheuen, noch zu fürchten hätten, denen schnödesten Lüsten und einer schändlichen Weichlichkeit sich ergeben haben; dabey aber auch nicht selten die gröste Tyrannen gewesen sind. Wir sehen solches insonderheit bey den Asiatischen Völckern, deren mächtige allein Beherrscher ihre Lebens-Zeit mehr unter ihren Weibern, in ihrem Serail, als in Geschäften, welche die gemeine Wohlfahrt betreffen, zuzubringen pflegen. Solche Monarchen sind nichts anders als stumme Götzen, und ausgehauene

2.)

Würde er nicht herrschsüchtig sein, weil diese Leidenschaft bereits alle ihre Wünsche erfüllet sähe. (n)

3.)

Würde er durch die Menge der auswärtigen Staats-Sachen, von eigner Führung der Regierung, nicht abgeschreckt, und folglich auch nicht bewogen werden, sich lasterhaften Zeitvertreib zu ergeben. (o)

4.)

Würde er durch unerschwingliche Abgaben seine Unterthanen nicht arm und elend machen,

---

hauene Bilder, vor welchen nur der dumme Aberglaube die Knie beuget.

(n) Die Herrschsucht erstrecket sich nicht allein auf die Unterwerffung fremder Länder; sie gehet auch so weit, daß sie über den Willen, und alle daraus fliessende Handlungen der Menschen eine unbeschränckte Macht haben will; sie findet also unendliche Vorwürffe vor sich; ja sie erstreckt sich über Menschen und Thiere, und würde auch der Natur selbst Gesetze vorschreiben, wann sie sich von Menschen zwingen lies; wiewohl sie öfters auch leiden muß, daß man das Wasser über die Berge treibet, und daß man ihr im Winter die Früchte abkünstelt, die sie sonst nur den Sommer zu geben pflegt.

(o) Ein Fürst, wenn er anders ein würdiger Fürst sein will, wird immer noch Geschäfte genug vor sich finden, wann er auch gleich mit auswärtigen Staats-

chen, weil er auch bey mässigen Abgaben so viel Einkünfte haben würde, daß er solche unmöglich durchbringen konte. (p)

5.)

In Ansehung der Glückseligkeit von Europa, würde die Universal-Monarchie Sicherheit, Friede und Uberfluß verschaffen. (q)

6.)

Die Einwohner würden durch die Tugenden ihres Monarchen zu einer rühmlichen Nacheiferung

---

Staats-Sachen nichts zu thun hätte, folglich würde er niemahls, weder aus Verdruß, noch Langerweil, Ursach haben, sich lasterhaften Zeit-Vertreib zu ergeben.

(p) Auch hier bin ich nicht des Verfassers Meynung; dann es sind nicht so viel Schätze in der Welt, die ein sinnreicher Verschwender nicht solte durchbringen können. Pfaffen, Maitressen, Favoritten und geitzige Bedienten, nehmen das Geld, so wohl mit Millionen, als mit Tausenden; wo greuliche Geld-Summen sind, da steigen auch die pretia affectionis; die Curiositäten, die Künste, ja gar die Lebens-Mittel. Es ist wahr, das Geld lies sich so hurtig nicht zehlen. Allein es würden bald Leute geben, die es in Actien, Banco-Zettel, Leib-Renthen, ja gar in Perlen, Diamanten und Edelgesteine verwechseln würden, daß die Commercien desto schneller damit getrieben würden.

(q) Ich sehe nicht worauf der Verfasser diese Hofnung gründen wolte; er muste dann dieses zum Grund legen, daß die Menschen bey einer Universal-Monarchie

eiferung bewogen werden; und folglich in den Sitten von Europa dadurch mehr Gutes gestiftet werden, als durch die gröste Menge heilsamer Gesetzen, die durch das Exempel eines bösen Prinzen allen ihren Nachdruck verliehren. (r)

7.)

Die Wissenschaften würden um so vielmehr in ihrem Wachsthum zunehmen, wenn sie eine Universal-Monarchie durch seine Beförderungen und Belohnungen noch immer mehr und mehr aufmuntern solte; als worzu ein mächtiger Monarch tausenderley Mittel in Händen hat. (s)

Die

---

narchie aufhören würden lasterhaft und zänckisch zu sein; dann so lang sie dieses sind, so lang ist weder Sicherheit, noch Friede zu hoffen. Ja, der Uberfluß würde eben um so viel mehr noch ihre Begierden reitzen, und ein Geschlecht immer gegen das andere empören.

(r) Der Verfasser schneinet den vorhergehenden Einwurf eingesehen zu haben. Darum will er uns hier glauben machen, daß die Einwohner durch die Tugenden ihres Monarchen, zu einer rühmlichen Nacheifferung bewogen, selbst tugendsamer werden solten. Allein, hier ist eine petitio principii, wie man in den Schulen zu reden pfleget; denn es ist nicht wohl abzusehen, warum ein Universal-Monarch, der bey einer unumschränckten Macht alles thun könte was er wolte, tugendhafter als unsre jetzige Fürsten und Regenten sein solte.

(s) **Von dem Nutzen der Wissenschaften, redet der Verfasser p. 57. folgender Gestalt:** Es ist ausser Streit, daß die Wissenschaften zur Glückselig-

keit

8.) p. 62.

Die Anforderungen auf die Länder und die daraus entstehende blutige Kriege, welche die Länder ins Verderben stürzen, würden nicht mehr statt finden, wo die viele Regenten in Europa sich zu ihrer Herrschsucht nicht mehr so viele Gegenstände ausersehen könten, denn so lange diese sind, so lange werden sie auch ihre Herrschsucht haben und durch die unselige und verfluchens-würdige Kriege nicht aufhören die Erde zu verwüsten und das menschliche Geschlecht unglücklich zu machen. (c)

9.) p. 63.

Niemand würde sich unterstehen einen Universal-Monarchen anzugreiffen, und hätte jemand die Verwegenheit, so würde er ihm auf der

keit der Menschen sehr vieles beytragen. Sie verursachen einen richtigen Gebrauch der Vernunst und eine feine Lebens-Art. Sie bessern die Sitten; sie wircken eine vollkommene Gerechtigkeit, wenn die Bosheit der Seelen in Richtern und Advocaten ermangelt. Sie lernen uns unsre Gesundheit erhalten: und tausend andere Vortheile des Lebens geben sie uns an die Hand. Uberhaupt machen sie unsern Zustand vollkommener. Diese Anmerckung hat ihre Richtigkeit.

(c) Ein solcher Universal-Monarch ist noch nie in der Welt gewesen und dürfte auch wohl niemahls keiner gefunden werden; fallen demnach die daraus folgende Schlüsse von selbsten weg: Cyrus, Alexander, Rom, hatten noch genug Länder zu erobern, und würden auch wohl niemahls damit sein fertig worden.

der Gränze, ohne die geringste Last seiner Länder, übel zurück weisen. (u)

10.) p. 65.

Der Universal-Monarch selbst würde unmöglich herrschsüchtig sein können. Ein Reich von einem so entsetzlichen Umfang schlieset alles in sich, was die allerdürftigste Herrschaft nur jemahls wünschen kan. (vv)

11.) p. 66.

Durch die Universal-Monarchie würde die Handlung unter den Völckern beständig fort währen. Welche durch den Krieg zweyer benachbarten Völcker am ersten pfleget aufgehoben und gestöhret zu werden. Jederman würde in voller Sicherheit sein Gewerbe treiben, und diejenige Nothwendigkeiten an allen Orten von Europa, und von andern Welt-Theilen zu führen, und von dar abholen können, welche die Nothwendigkeit und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens erfordern. (x)

12.)

Durch die Universal-Monarchie würde die Verbitterung und gleichsam angebohrne Feindschaft, dadurch viel Menschen schon, wenn sie dem rasen-

(u) Was einer nicht thun könte, das würden viele thun.

(vv) Dieses ist im vorhergehenden Lit. T. beantwortet.

(x) Dieses mögte wohl sein. Allein der Handlung und Künste wegen, wär noch keine Universal-Monarchie zu wünschen; so viel auch sonst diese Beweg-Ursach gelten mögte.

rasenden Pöbel sind in die Hände gefallen, ihr Leben und ihre Güter eingebüßet haben, unter den verschiedenen Nationen aufhören. Ganz Europa würde sich als Unterthanen einer einzigen Regenten, nachdem die Ursachen der Kriege nicht mehr vorhanden wären, betrachten. (y)

13.) p. 71.

Und endlich was die Glückseligkeit der Universal-Monarchie am grösten macht, so würde dadurch der Unterscheid der Religionen, welche noch stets unsern Welt-Theil drücket, am ersten gehoben werden. Die Religion des Monarchen, wenn er die Bedienungen allein Leuten von seiner Kirche anvertrauet, pfleget endlich mit der Zeit alle andere Religionen auszutilgen; ohne daß er nöthig hat, darzu Verfolgungen und gewaltsame Mittel anzuwenden. (z)

H Die

(y) Es wär noch eine grose Frage, ob die auf einander eifersüchtige Völcker, dadurch ihren Haß und ihre Verbitterung gegen einander verliehren solten wenn sie unter einen Herrn gehörten. Die Spanier und Franzosen sympathisiren deswegen noch nicht miteinander, ob sie gleich durch Prinzen aus einerley Haus beherrschet werden. Die Dänen und die Schweden haßten sich einander, da sie noch unter einem König stunden. Der König hebt die Eifersucht unter den Völckern nicht auf. Die Engelländer können die Franzosen nicht leiden; nicht weil sie öfters gegen einander Krieg führen, sondern weil sie von ganz verschiedenen Eigenschaften und einander von Natur zuwider sind, darum heissen sie solche frenche Doogk.

(z) Ich begreiff nicht wie der Verfasser von seiner entworffe-

14.)

Die Universal-Monarchie würde also auch diese Glückseligkeit wircken, und den wütenden Religions-Haß auslöschen, der leyder schon genug Unglück, Jammer und Elend angerichtet hat. Solte auch der Universal-Monarch eine falsche Religion haben, so müste man von der erbarmenden Güte GOttes und von seiner weisen Vorsehung hoffen, daß durch Einführung der allgemeinen Monarchie auch die wahre Religion allgemein werden würde. (aa)

Die-

---

worffenen Universal-Monarchie sich so vortrefliche Einbildungen machen kan. 1) Müste man in der Religion sehr gleichgültig sein, wenn man es für ein Glück halten wolte, nur die Religion des Monarchen in einem Lande herrschen zu sehen. Denn diese Religion könte ganz falsch und irrig sein. Der Monarch könte, wie die meiste Könige in Israel, fremden Göttern räuchern, die Höhen und die Baalim aufrichten und niemand keine Bedienungen geben, als die zur Schande der wahren Religion, solchen Greul-Götzen opferten, welches fürwahr keine Glückseligkeit zu nennen wär.

(aa) Daß man von der erbarmenden Güte GOttes und von seiner weisen Vorsehung, wie der Verfasser in diesem 14. Art. sie erkläret, hoffen müste, daß durch Einführung der allgemeinen Monarchie auch die wahre Religion allgemein werden würde; solches ist eben so viel gesagt, als wenn wir uns bey gegenwärtiger Vielheit der Regenten, eben dieses versprechen wolten; denn die Güte und die Vorsehung GOttes wircket nach ihren undurchforschlichen Absichten, so wohl in der einen als in der andern Verfassung der Staaten. Es streitet im übrigen wider

15.)

Diese Glückseligkeit von Europa unter der Universal-Monarchie würde ihren Einfluß auch in die Glückseligkeit der andern Welt-Theile haben, und überhaupt sich auf das ganze menschliche Geschlecht erstrecken, die ohnedem durch die Grausamkeit der Europäer und das aufgelegte harte Joch, elend gemachte Einwohner von America, würden die unglückliche Folgen von der Herrschsucht der verschiedenen europäischen Völcker nicht mehr empfinden und bald von diesen bald von jenen unter das Joch gezwungen worden. Die Einwohner der Ost-indianischen Inseln würden die Freiheit haben mit denjenigen Europäischen Nationen zu handeln, die sich am lieb-

wider die natürliche Eigenschaften der Menschen, daß sie einerley Gedancken und Begriffe in Glaubens-Sachen haben solten. Deswegen ist nichts vernünftiger und billiger, als daß man sich einander darüber in Liebe und Einigkeit dultet, und keiner dem andern nichts zumuthe, was nicht in dessen Vermögen ist. Die Glückseligkeit des Staats, in Ansehung der Religion, bestehet also nicht so wohl in der Ubereinstimmung der dahin gehörigen Lehr-Sätzen, als darin, daß der Unterscheid derselben nicht zu allerhand Zwietracht und Unfrieden im gemeinen Wesen Anlas gebe. Die Wohlfahrt eines Staats muß nicht auf unmögliche Dinge sich gründen. Die Ubereinstimmung der Religionen ist von dieser Art, sie ist niemahlen zu keiner Zeit und bey keinem Volck noch zu finden gewesen. Also wird auch keine Universal-Monarchie den Unterscheid derselben aufheben, noch den wütenden Religions-Haß auslöschen. Es müssen darzu andere Anstalten vorgekehret werden, die sich auf die Verträglich-

liebreichsten und gefälligsten gegen sie bezeugten. Türcken, Persianer und Tartarn würden nicht mehr gegen die Christen von andern europäischen Völckern zum Krieg gereitzet werden. (bb)

Der Verfasser rechnet die Einkünfte von ganz Europa jährlich auf tausend Millionen. Eine solche Summa, meynet er, könte ein Universal-Monarch jährlich nicht aufwenden: 800000. Mann Soldaten auf den Beinen würden genug sein, alle Länder gegen auswärtigen Angriff zu stützen und im Gehorsam zu erhalten, 1000. Mann, nach teutschem Fuß, kämen jährlich auf 50000. Rthlr. folglich käm die ganze obige Kriegs-Macht nur auf vierzig Millionen. Verdoppelt man diese Summ, um die Besoldung der Soldaten zu erhöhen, damit sie nicht zum Verderben der Länder auf Plackerey, Diebstähle und andre Unordnungen verfallen mögten, so käm diese ganz erstaunliche Macht auf 80. Millionen. An Besoldungen der Stadthalter, zu seiner Tafel und zu Erhaltung der grosen Menge erforderliche Bedienten, rechnet er 120. Millionen: zu seiner Lustbarkeit, zu Gnaden-Geldern und andern ausserordentlichen Aufwand 100. Millionen: Summa 300. Millionen,

---

lichkeit und den Frieden gründen; mithin keinem Verfolgungs Geist Raum lassen.

(bb) Dieses Glück wär den ausser Europa gelegenen Völckern wohl zu gönnen; alleine, wenn sie darzu nicht anders als durch die Aufrichtung einer Universal-Monarchie gelangen können, so ist die Hofnung vergeblich.

nen, wobey er gewiß nicht sparsam haushalten darf. Hätte er nun auch Lust Schätze zu samlen, so mögte er jährlich 200. Millionen zurück legen: Endlich in einigen Jahren würde er nicht mehr wissen, wo er mit dem Gelde hin soll. Sehet da nur die Helfte von den jährlichen Einkünften in Europa. Wie wohl würden sich also viele Millionen arme Leute dabey finden, welche sonsten wegen den unerschwinglichen Steuren und Gefällen öfters mit betrübtem Herzen und halb gesättigten Mägen zu Bette gehen müssen. (cc)

Nach diesem Plan komt der Verfasser auf die Einwürffe, die man ihm dargegen machen könte: der erste ist dieser: der Universal-Monarch könte sich in einen Tyrannen verwandeln, und seinen Unterthanen auf das grausamste begegnen. Er antwortet: diese Besorgung wär ungegründet, weil ein Universal-Monarch sich nicht in solchen Umständen befindet, die ihn, ein Tyrann zu werden, veranlassen könten. Wolt er würgen und Blut vergiesen, so könte man nicht absehen warum. (dd) Wär er streng gegen seine

(cc) Alle diese Ausrechnungen und Eintheilungen sind artig ausgesonnen; allein, ich habe bereits oben angemerckt, daß keine Reichthümer so gros sein können, als die Liederlichkeit, oder die Begierde eines Verschwenders sein würde, solche durchzubringen.

(dd) Warum? fragt der Verfasser. Ich dencke nicht, daß er vernünftige Ursachen von einem Tyrannen erwarten will, warum er die Menschen würgen und

Bedienten, so wär solches zu Erhaltung seines Staats nöthig. (ee) Gesezt aber daß unter 3--4. Universal-Monarchen, einer gefunden würde, der die Pflichten der Natur und die Triebe der Menschlichkeit in etwas ausser Augen sezte, so würde doch Europa dabey bey weitem nicht so unglücklich sein, als da, nach der natürlichen Folge seiner jetzigen Verfassung, nemlich bey der Vielheit der Regenten in allen Reichen und Ländern mehr böse als gute Regenten gefunden werden. (ff)

Der

und hinrichten lässet. Die Ursachen die Nero, Caligula und andre dergleichen Wüteriche darzu gehabt haben, anden sich in ihrem Gemüthe, weil es zur Grausamkeit geneigt war, und nicht in den äusserlichen Umständen des Staats. Je gröser, freier und ununschränckter die Macht der Tyrannen ist, destomehr können sie wüten.

(ee) Wie weit die Strenge gegen die Bedienten zur Erhaltung des Staats nöthig sein mögte, solches erfordert eine besondere Untersuchung. Ist sie auf die Gerechtigkeit gegründet, so ist sie allerdings nöthig; allein, wenn Ludwig der XI. in Franckreich solche Strenge, ohne alle Vernunft, und blos wegen den Grillen seines verdorbenen Gehirns, gegen seine Bedienten ausübet, so findet er keine ehrliche Leute mehr die ihm dienen wollen.

(ff) Wer ist dem Verfasser dafür gut, daß nicht eben so viele böse Stadthalter unter seiner aufzurichtenden Universal-Monarchie sich finden würden, als jetzo unter den vielen Fürsten sich böse Regenten zeigen? Die Geschichte können hier abermahls den besten Ausspruch thun. Das einzige Exempels eines übermüthi-

Der zweyte Einwurf ist dieser. Ein Universal-Monarch könte in seinen Verschwendungen es machen wie Nero, Caligula und Heliogabalus, folglich hätte man sich sodann keiner Verringerung der jetzigen Abgaben, sondern vielmehr einer Steigerung derselben zu versehen. Der Verfasser antwortet: daß wo ein Universal-Monarch auf die Verschwendung verfiel, so würde er so viel Geld im Schaz finden, daß er solches unmöglich durchbringen könte, zudem wären unter einer Menge Kayser nur drey Erzverschwender gewesen, deren Verschwendung doch so viel nicht sagen wolte; dann Heliogabalus hätte in einem Tag 500000. Gulden durchgebracht, und dieses wär nicht von allen Tagen zu verstehen. Man könte also den Universal-Monarchen noch viel verschwenderischer sein lassen; er würde dennoch die zum Schatz bestimte 200. Millionen nicht verschwenden können. Es wär also nicht möglich daß ein Universal-Monarch mehr als die Helfte von denen dermahlen in Europa eingeführten Abgaben annehmen, oder fordern könte. (gg)

müthigen Land-Vogts in der Schweitz, welcher den Wilhelm Tell aufgebracht hatte, daß dieser grose Strich Landes das Joch eines despotischen Regiments von sich abschüttelte, ist hier genug. Dergleichen Begebenheiten dürften sich unter einer Universal-Monarchie so oft und viele ereignen, daß sie bald darüber zu Grunde gehen würde. Ist nicht das ganze teutsche Reich auf solche Weise nach und nach selbst unter die Fürsten zertheilet worden? Man lese nur wie es zu Zeiten der Carolinger ergangen ist.

(gg) Dieser Meynung ist bereits oben widerleget worden.

Der dritte Einwurf mögte dieser sein, daß unter der Universal-Monarchie allerley Empörungen entstehen, und diese folglich Europa in eben so viel Blutvergiesen, Zerrüttungen und Elend stürzen würden, als wir bey der jetzigen Anstalt von Europa gewahr werden. Der Verfasser antwortet: Die Völcker würden ganz unsinnig sein, wenn sie sich wider eine so glückliche Regierung, als die Universal-Monarchie, auflehnen wolten. Es ist wahr fährt er fort: Ein Stadthalter kan sich auf tausenderley Art bey dem Volck beliebt machen und dasselbe an sich ziehen; allein hierwider würde der Universal-Monarch schon Mittel ausfindig zu machen wissen: Die Strenge damit er sie, und die Gelindigkeit damit er die Völcker regierte, würde ihn dargegen sicher stellen. Die Völcker würden durch einen nachdrücklichen Schutz lebhaft gerühret und mit zärtlicher Liebe gegen ihren Monarchen erfüllet werden. Die Aufführung Alexander des Grosen, wie solche Justinus Lib. 12. beschreibet, dienet hier zum Beyspiel. (hh) Die öfftere

(hh) Der Verfasser hat allzuviel Scharfsinnigkeit, als daß er nicht selbst die Schwerigkeiten von seinem neuen Regiments Gebäude solte eingesehen haben. Allein, wenn man einmahl den Plan einer ganz ausserordentlichen Sache mit einer glänzenden Art entworffen hat, so kan man nicht weniger, man muß solchen, wie ein guter Kriegs-Baumeister, auf allen Seiten, wo man ihn angreiffet, zu vertheidigen wissen. Er sucht deswegen allhier auch einem dritten Einwurf zu begegnen: Es sind aber

öfftere Abwechselungen der Stadthalterschafften würde ein andres gutes Mittel sein, Aufruhr und Empörungen zu verhüten, 3. Jahr wären darzu genug: Auch müsten die Soldaten nicht mit der Stadthalterschaft vereiniget sein, sondern unter einem besondern Befehlshaber stehen. Der Universal-Monarch hätte demnach nur häuptsächlich die Stadthalter dahin anzuhalten, Recht und Gerechtigkeit in ihren unter Händen habenden

aber solches schier lauter falsche Præsupposita, davon das Gegentheil sich fast durchgehends zu äussern pfleget. Ich habe schon oben bewiesen, daß man sich weder auf die Treue der Stadthalter, noch auf die Liebe des Volckes zu verlassen habe; dann der Hochmuth von jenen, welche die Macht in Händen haben, und der Wanckelmuth von diesem, welches stets zu Empörungen geneigt ist, vereiteln den ganzen Plan. Die Strenge damit der Universal-Monarch denen Stadthaltern begegnen solte, würde sie am ersten aufbringen. Das Volck empfindet nicht die Gelindigkeit eines weit entfernten Monarchen: es leidet aber unter der Gewalt eines unbarmherzigen Stadthalters so sehr wie unter derjenigen eines eignen Fürstens. Komt es zum Krieg, so wird das Land so wohl von den Rebellen als von den Monarchen mitgenommen. Hätte auch ein Land jämmerlicher und barbarischer können verwüstet werden, als das Königreich Ungarn, unter der Empörung des Teckeli und Ragozi? Ja, was sag ich, war nicht ein armseliger Fischer zu Neapolis genug, eine gräsliche Empörung in einer der schönsten und reichsten Städten von der Welt anzufangen? was half dem Volck die Gelindigkeit eines Spanischen Königs, auf den es sich vergeblich berief, da der Stadthalter, oder Vice-König, seiner Macht misbrauchte? wo ich mich

Ländern zu handhaben; so würde seine Arbeit gröstentheils gethan sein. (ii)

Der vierdte und lezte Einwurf ist dieser: Man wird sprechen die Vielheit der Regenten und die jetzige Gestalt von Europa sey in dem Entwurf der besten Welt begriffen, den GOtt, als der Allerweiseste, ohnstreitig vor den besten gefun-

---

mich nur hinwende find ich dergleichen Begebenheiten in der Historie. Das Exempel vom Alexander dem Grosen, welches der Verfasser vor die Universal-Monarchie als einen Haupt-Beweis anführet, ist selbst der stärckste um das Gegentheil darzuthun. Die Empörungen warteten nicht bis er todt war. Bey den glücklichsten Siegen eines schier unüberwindlichen Heers, wurden Anschläge auf dessen Leben gemacht, Attalus Lyncesies, Philotas, ja Parmenion selbst, der Liebling dieses grosen Uberwinders von Asien, wurden als Verräther ihres Königs angeklagt und ums Leben gebracht. Die ganze Armee in Meden empörte sich und wurde mit Müh gestillet. Clitus muste seinen Todt von der Hand des Alexanders empfangen, weil er sich über ihn misvergnügt bezeigte. Hermolaus, den der König auf der Jagd beschimpft hatte, machte mit dem Sostrates einen Bund sich an dem König zu rächen und ihn umzubringen. Viele der vornehmsten Befehlshaber schlugen sich zu ihm. Alexander muste wider seinen Willen streng sein, und sie umbringen lassen. Man hielt ihn deswegen für grausam und seine Universal-Monarchie hatte schon ein Ende, ehe sie noch in Grund geleget war.

(ii) Diese Umstände scheinen die Sache etwas möglicher zu machen. Die Abwechselungen eines Stadthalters von 3. Jahren zu 3. Jahren, und ein von

gefunden hat, weil er ihn wircklich gemacht habe. Der Verfasser antwortet als ein Wolfianer: Es ist wahr GOtt hat die beste Welt erwehlet. Wenn mehr Welten möglich sind und wenn der Allerweiseste, nemlich GOtt, erwehlet, so muß nothwendig das allerbeste erwehlet werden. Allein GOtt hat aus unbekannten Ursachen das moralische Böse in seinem Entwurf der besten

---

von ihm nicht abhängendes Kriegs-Heer, diese beyde Stücke, wann sie getrennet sind, könten allerdings den Universal Monarchen schon etwas sicherer stellen. Allein, zu dergleichen Stadthalter würden sich unsere Fürsten nicht schicken, wie der Verfasser oben vermeynet; auch würden sie wie insgemein zu vermuthen, einen starcken Anhang bey Hof haben und mit den vornehmsten Familien in genauer Bluts-verwandschaft stehen? sie dürften auch wohl ihre Kinder zusammen verheyrathen, wie solches kein Universal-Monarch nicht wohl verhindern kan, folglich würden dadurch nothwendig gewisse Familien sehr gros und mächtig werden. Wie will man ihrem Anhang begegnen? Wie, wann ein blödsinniger Monarch, oder ein Kind auf den Thron sitzet, und dargegen in den Provinzen, oder andern Ländern sich grose Leute und trefliche Helden hervor thun? durch welche Macht, durch welche Staats-Klugheit, sollen jene den Thron behaupten und diese der Bewunderung des Volcks entgehen? Wie, wenn die herrschsüchtige Clerisey sich mit in das Spiel menget, und das Volck gegen diejenige als Ketzer empöret, die sich ihrem Gehorsam entziehen? Würden da nicht unter den Grosen sich Mißvergnügte genug, wie zur Zeit der heiligen Liga in Franckreich, finden, die unter dem Deckmantel die Religion zu schützen, nach Thron und Zepter trachten? Man

besten Welt zulassen müssen: er würde es ohne dasselbe gemacht haben, wann die beste auf solche Art möglich gewesen wär. Ganz anders, fährt er fort, ist es mit den Begebenheiten beschaffen, die aus dem moralischen Bösen folgen. Die Herrsucht der vielen Regenten, die daraus entstandene Kriege und anderes Elend sind Folgen davon, und GOtt hat ohne Zweiffel seine gute und weise Ursachen, die uns verborgen sind, warum sie bisher in dem Entwurf der besten Welt enthalten gewesen sind. Bis hieher ist demnach die jetzige Gestalt von Europa allerdings aus unbekannten Ursachen GOttes, die beste und glücklichste gewesen. Allein diese Ursachen sind wie in dem moralischen Bösen, nicht fortdaurend: sie können aufhören, wenn GOtt seine Absichten erreichet hat. Mithin hat dieser Einwurf nichts zu bedeuten. (kk)

Man darf einen nur auf die Geschichte verweisen, so wird die Philosophie, die so glücklich in theretischen Speculationen ist, die practische Wahrheiten von einer ganz andern Beschaffenheit finden: dann die Historie, wie der Verfasser selbst erkennet, ist ein Spiegel, und gewisser massen eine Erfahrung für die Nachkommen. Nun ist nicht zu vermuthen, daß die Welt, die nun seither so viel undencklichen Zeiten her, so gewesen ist, wie sie noch ist, auf einmahl anfangen werde, einen andern Zirckel-Lauf einzuschlagen. Es sey dann, der grose Beherrscher der Welt hätte Belieben die Ursachen und die Folgen anders einzurichten.

(kk) Hier beantwortet der Verfasser einen philosophischen Einwurf in Ansehung der besten Welt. Ich halte diese Welt in Ansehung der Menschen für viel

Zum Beschluß rechtfertiget der Verfasser seine Absicht, damit, daß solche mit nichten dahin gieng, der Herrschsucht in dieser Schrift das Wort zu reden. Er gestehet zwar selbst, daß, wenn die Universal-Monarchie die Wohlfahrt von Europa wircken könte, die Begierde darnach nicht verdamlich, sondern lobenswürdig seyn könte. Allein daraus folget noch nicht, sezt er hinzu, daß auch die Herrschsucht lobenswürdig sey. Die Begierde zur Universal-Monarchie ist davon unterschieden, in so weit als sie eine Begierde ist, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern: jene hat die Befriedigung seiner eignen Leidenschaften zum Endzweck, und kan also mit dieser nichts zu schaffen haben. Wer die Glückseligkeit der Menschen wahrhaftig befördern will, der muß ohnstreitig an Beförderung seiner eignen Glückseligkeit Hand angeleget haben. Die Besiegung seiner eignen Leidenschaft muß

zu böse, als daß man glauben könte sie sey die beste: sie kan wohl in ihren Anfängen die beste gewesen sein, denn der HErr sah alles was er gemacht hatte und siehe es war sehr gut 1. B. Mos 1. 31. Hernach aber heißt es: alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt. 1. B. Mos 6. 12. Die Sätze unserer neuen Philosophie in Ansehung der besten Welt und ihrer Folgen, leiden fürwahr noch grosen Widerspruch, wie ich solches anderwerts gewiesen. Ich kan also die jetzige Gestalt von Europa mit nichten für die glücklichste halten, weil sie zu dem Entwurf der besten Welt mit gehöret. Denn wo dieses wär, hätte sich der Verfasser nicht bemühen dörffen, einen Vorschlag zu thun, wie die jetzige Gestalt von Europa durch die Einführung der Universal-Monarchie mögte verbessert werden.

muß also vorher gehen, und eine so böse Begierde, als die Herrsucht ist, kan bey ihm nicht statt finden. Hat er einen wahren Trieb die Wohlfahrt der Menschen zu befördern, so wird er zur Befriedigung dieser Begierde nicht noch mehr Unglück auf dem Erdboden anzurichten suchen. Er wird vorher seine Kräfte ausmessen und durch den Versuch unmöglicher Dinge, kein Elend und Blutvergiesen anfangen. Die Herrschsucht hat demnach allhier zu ihrer Beschönigung nicht den geringsten Deckmantel; dargegen endiget der Verfasser: wenn ein groser Monarch bereits den grösten Theil der hier zu erförderlichen Arbeit überwunden hätte; wann er ohne groses Unglück für das menschliche Geschlecht den Rest der Völcker unter das Joch bringen könte: wann er so sichere Mittel in Händen hätte, daß ihm seine Absicht nicht fehl schlagen könte, so ist es so weit gefehlet, daß ich diese löbliche Begierde verdammen solte, daß ich vielmehr mit lebhaftem Vergnügen seinen schönen Handlungen zusehen, und zu Bezäumung und zu Ausrottung des bey so vielen Regenten unvermeidlichen Elends von Herzen Glück wünschen würde.

* * *

Dieser ganze Entwurf einer Universal-Monarchie so künstlich auch derselbe könte ausgedacht werden, ist weder rathsam noch möglich: rathsam ist derselbe nicht, weil er nicht ohne die gröste Empörungen und ohne gräsliches Blutvergiesen könte zu Stand gebracht werden; denn die

hundert Prinzen und Fürstliche Häuser die man zu dem Ende ausrotten müste, würden gegen einen solchen Alleinbeherrscher noch eine schreckliche Bande zusammen ausmachen und alles daran setzen, um sich in dem Besitz ihrer Länder und Fürstenthümer zu erhalten. Möglich wär sie auch nicht: denn gesezt das Volck lies sich gegen seine Regenten aufwieglen, und würff sich einem solchen Alleinbeherrscher, oder Universal-Monarchen in die Arme, oder die Fürsten würden durch die Gewalt der Waffen gezwungen, sich ihrer Länder zu verziehen, so würde doch die ganze Universal-Monarchie nicht länger dauren, als diejenige des grosen Alexanders. Vis consilii expers mole ruit sua.

Der Verfasser von der Universal-Monarchie meynet zwar, die Stadthalter würden alles in Ordnung erhalten können, wenn man sie mit aller Strenge zu Beobachtung ihrer Pflichten anhielt, die Soldaten nicht ihrer Macht untergäbe, und das Volck desto gelinder hielt. Dieses ist im Satz wohl richtig; allein in der Anwendung nicht zu hoffen: denn erstlich ist keine Regierungs-Art, sie sey die beste und gelindeste von der Welt, wo nicht je zuweilen unter den vornehmsten Einwohnern Zwietracht und Eifersucht entstehen solte. Jede Parthey suchet sich alsdann einen Anhang zu machen. Die Regenten werden selbst mit hinein geflochten; stehen sie der einen bey, so haben sie Krieg mit der andern. Die Soldaten fragen nicht wer Recht hat, sondern stehen demjenigen bey, der ihnen Geld

giebt,

giebt, und den meisten Muthwillen erlaubet. Biß unterdessen darüber die Befehle von dem Universal-Monarchen einkommen, ist alles in Unordnung und Verwirrung. Bey Hof kan man die Sachen auch nicht so hurtig auseinander wickeln: zumahl wenn immer ein Zufall und eine Begebenheit die andere nach sich ziehet und folglich die Verwirrung täglich vermehret. Bald fehlet es an der Fähigkeit des Monarchen, bald an der Redlichkeit der Minister: die Länder sind weit von einander entlegen: der Kühnste und Mächtigste an dem Ort wo die Empörung ist, schwingt sich indessen auf den Thron. Die benachbarte Staaten sehen ein solches Beyspiel. Herrschsüchtige Leute giebt es allenthalben: das Haupt eines reichen und grosen Hauses macht sich die Gelegenheit zu nutzen; auch hier geben es neue Fürsten und Könige: diese verbinden sich zusammen gegen den Alleinbeherrscher, und damit hat die Universal-Monarchie ein Ende, die Geschichten der Welt entscheidet die Sache am deutlichsten. Wo ist jemahls eine solche Universal-Monarchie gewesen? hat man nicht in den grösten Reichen beständige Empörungen und Zwietracht wahrgenommen? wann sind jemahls die Menschen unter einem einigen Monarchen so ruhig und in dem Zustand einer so beständigen Freude gewesen, wie der Verfasser der Universal-Monarchie sich solches vorstellet? Ist nicht jederzeit die Welt in vielerley Königreiche und Staaten zertheilet gewesen, die jederzeit ihre eigne Regenten und ihre besondere Gesetze gehabt haben? Rom, das einzige Rom, hatte eine Zeit-

lang

lang eine Art der Universal-Monarchie vorgespiegelt; allein die meiste Königreiche und Provinzen unter dieser mächtigen Republick, behielten gleichwohl ihre eigne Könige und Fürsten; die wenigste wurden durch Stadthalter regieret. Hatten die Römer deswegen nicht beständige Kriege? Bald fielen die Asiatische, bald die Teutsche, bald die andre eroberte Provinzen wieder von ihnen ab. Wie lang währte demnach die Glückseligkeit dieser Universal-Monarchie? und welches waren die Völcker, welche jemahls eine solche Glückseligkeit genossen haben?

Was nun nie gewesen ist und nicht ohne unaussprechliche Müh und völligen Umsturz der Welt, durch Jammer und Blutvergiesen kan erhalten werden, das ist auch nicht rathsam zu suchen, oder zu begehren; um so viel weniger, weil es auch, wenn man es gleich erlangen könte, doch unmöglich zu erhalten wär.

Die Frag wegen den Absichten des Bourbonischen Hauses in Ansehung einer Universal-Monarchie, muß man keinem Teutschen thun; denn unsere Lands-Leute sie mögen die Franzosen nachaffen wie sie wollen, zeigen sich doch nie eifriger gegen Francreich die Waffen zu ergreiffen, als wenn man sie mit diesem Popanz schrecket. Nicht, daß ich nicht der gemeinen Meynung beyflichten solte, daß Francreich seit mehr als hundert Jahren die Obermacht in Europa suchte; dieses fällt allzu sehr in die Augen; allein dieses ist noch lange keine Universal-Monarchie,

sondern nur eine Verwegenheit ihres Witzes und ihres Hochmuths. Wir haben noch allzuviele tapfere und mächtige Völcker in Europa, die ihren kleinen Ausschweiffungen dißfalls würden begegnen und sie zu einer vernünftigen Bescheidenheit zurück weisen können. Also sind die Anschläge der Franzosen auf eine Universal Monarchie weiter nichts als blose Hirn-Bilder, die von einem bösen Geblüt herrühren. Man wird sagen: daß gleichwohl Franckreich bey der Kayser-Wahl Carl VII. uns schon wircklich etwas dergleichen hätte sehen lassen. Es ist wahr, allein, solches war nur ein kurzer Auftritt, der mehr zum Zwischen-Spiel, als zu einer ganzen Action gehöret.

VII.

Die beste Welt.

1. B. Mos. 1. 31.

Und GOtt sahe an alles was er gemacht hatte, und siehe da es war sehr gut.

1. B. Mos. 6. 13.

Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen: ihre Bosheit war gros und alles Dichten und Trachten ihres Herzens böse:

Wo ich hinsehe ist die Welt im Verderben. Allenthalben Unordnung, Laster, Ungerechtigkeit, Zanck, Krieg, Wuth, Jammer, Elend,

Elend, Noth, Leiden, Kranckheit, Schmerzen und zulezt der Todt.

Soll dieses die beste Welt sein, so versteh ich nicht was gut und was böse ist. Saget man alle diese Dinge dienten zu einem guten Endzweck, so sind sie doch so lange böse, bis das Gute daraus entstehet, folglich kan die Welt, so lang sie so und nicht anders ist, auch nicht gut, vielweniger die beste genennet werden.

Die ganze H. Schrift erkläret die Welt für böse: sie sagt daß sie ganz im Argen liege 1. Joh. 5. 4. sie betrachtet die Liebe zu der Welt als eine Feindschaft wider GOtt. 1. Joh. 2. 15. 16. Ja Christus fluchet der Welt und wolte nicht einmahl für dieselbe beten. Joh. 17. 9. Wehe der Welt! spricht er Math. 18. 7.

Die Welt ist also nicht allein böse, sondern zeiget auch allenthalben die Merckmahle eines erzörnten GOttes.

Doch so lebhaft auch hier die traurige Erfahrung ist, und so deutlich uns auch die H. Schrift diese nur allzuempfindliche Wahrheit vorstellet, so haben doch unsere heutige Weltweisen, bessere Nachrichten davon. Alle Menschen von der Zeit der Sündflut an, sind bisher in dem grösten Irrthum gestanden. Die Welt ist nicht allein nicht böse, sondern gut; ja nicht allein gut, sondern auch die beste.

O! welch ein Glück für das menschliche Geschlecht, daß wir nun bey allem unsern Leiden, und bey so vielen Schmerzen und Drangsalen, die uns allenthalben umgeben, uns damit trösten können, daß sie mit zu dem Entwurf der besten Welt gehören!

Doch die Sache ist zu ernstlich; wir wollen das lächerliche weg lassen und nur ein wenig die Folgen aus den Sätzen unsrer neuen Weltweisen einsehen.

Hat GOtt unter unzehlichen Welten, die möglich sind, die beste erwehlt, und sie zu ihrer Wirklichkeit kommen lassen * so hat er nothwendig zuvor ihren ganzen Plan entworffen und den ganzen Zusammenhang davon eingesehen: Hätte er diesen Plan zuvor nicht entworffen, und den Zusammenhang davon nicht zuvor eingesehen, so hätte er auch nicht wissen können, ob sie unter allen möglichen Welten die beste sey. Er hat also vorher gewußt, daß sich in dem Fortgang seiner Geschöpfe, so viel Böses darinnen äussern würde. Hat er dieses vorher gewußt, so hat er entweder dieses Böse gewolt, oder keine Welt ohne das Böse schaffen können. Hat er das Böse gewolt, so kan er nicht gut sein, dann das Gute widerstrebet in seiner Natur dem Bösen. Hat er die Welt nicht ohne das Böse schaffen können, so wär er kein GOtt der schaffen könte was er wolte; in GOtt aber ist die Kraft alles zu schaffen was er will. Sein Wille ist

* Wolff Metaphysic. §. 980.

le ist seine Weisheit und seine Weisheit ist sein Wille.

Hat GOtt in dem Entwurf der besten Welt alles vorher bestimmet, so hat er alles darinnen einer unumgänglichen Nothwendigkeit unterworffen; hat er alles darin einer unumgänglichen Nothwendigkeit unterworffen, so muß alles was geschiehet auch nothwendig geschehen: muß alles was geschiehet, nothwendig geschehen, so muß auch der Mensch seine Handlungen nach der voraus bestimmten Nothwendigkeit einrichten. Muß der Mensch seine Handlungen nach einer voraus bestimmten Nothwendigkeit einrichten, so muß er auch nothwendig sündigen und Böses thun: Muß er nothwendig sündigen und Böses thun, so kan ihn GOtt darüber nicht straffen, denn er thut den göttlichen Willen und erfüllet also in Ansehung seiner, den Plan der besten Welt. *

GOtt hat also das Böse nicht nur vorher gesehen, sondern er hat es auch gewolt; dann hät er es nicht gewolt, so hätte er es nicht als eine

* Leibnitz Theodicée. P. 1. §. 9. Ich läugne daß die Welt wenn keine Sünde darinnen wär die beste sey / und wenn das geringste Ubel / das in dieser Welt geschiehet / davon abgieng / so könt es nicht mehr diese Welt bleiben Sind dieses nicht schöne Begriffe, die uns die neue Weltweisen von dem allerhöchsten und vollkommensten Wesen geben? Es ist hier eine Glückseligkeit nicht so scharffsinnig wie sie zu dencken.

eine Nothwendigkeit, die mit zu dem Plan der besten Welt gehöret, zugelassen. Ein GOtt der das Böse zuläßt und es gleichwohl hindern könte, der ist Schuld daran, daß es geschiehet. Richtet er noch darzu die Ursachen selbst so ein, daß das Böse nothwendig daraus folgen muß, so ist er unstreitig auch selbst der Urheber des Bösen.

Hier stuzt die Vernunft: sie kan keinen GOtt annehmen und ihn zugleich zum Urheber des Bösen machen. Die H. Schrift erkläret sich darüber auch ganz anders, folglich muß GOtt, als das allerweiseste und vollkommenste Wesen, bey der Erschaffung dieser Welt auch ganz andre Absichten gehabt haben, als unsre heutige Mathematici solche einzusehen vermeynen. Er muß Absichten gehabt haben die mit seinen göttlichen Eigenschaften vollkommen übereinstimmen. Wir sind aber überhaupt von dessen Absichten nicht genugsam unterrichtet, um solche Dinge so herzhaft zu bejahen, die über unsre Begriffe sind. Er handelt als ein GOtt; wir urtheilen als Menschen. Unser Verstand ist viel zu klein einen so grosen Plan auszumessen und den Entwurf der ganzen Welt, die wir kaum auf einem kleinen Rand betrachten können, zu übersehen. Unsere Gedancken verliehren sich hier wie ein Tropfen Wasser in denen tiefen des Meers.

Es ist mir genug, daß ich weiß, daß GOtt ein gütiges, barmhertziges Wesen ist, und daß er, dieser Eigenschaft nach, mit mir keine andere als gute Absichten haben kan. Ich muß aber in diese Absichten eingehen, ihnen nicht entgegen handeln und mich nicht selbsten ins Verderben stürtzen. Ich muß meinen Willen dem seinigen unterwerffen, und mich von seinem Geist regieren lassen. Dieser göttliche Geist offenbaret sich in meinem Hertzen: er bindet mich durch die Regungen meines Gewissens. Ich vernehme darinnen eine gantz verborgene Sprache, die sich gleichwohl, auch oft wider meinen Willen, verstehen macht: sie rechtfertiget mich, wann ich recht handele und bestraft mich, wann ich böses thu. Darum sagt er 1. Buch Mos. 6, 3. Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr straffen lassen*. Widerstreb ich diesen inneren

* Die Ubersetzugg dieser Stelle ist schier bey keinem Ubersetzer, wie bey dem andern: in dem Lateinischen sind die Worte: Spiritus meus non disceptabit, non judicabit. Die Franzosen: *mon esprit ne plaidera point*. Die Holländer geben es wie Doct. Luther. Piscator übersetzet: **Mein Geist wird sich nicht immerdar berathschlagen.** Es wird mir erlaubt seyn, alhier eine bedenckliche Glosse aus einer verbotenen Ubersetzung eines gewissen Bibel-Wercks mit beyzufügen, deren Verfasser sonst ein grosser Welt-Weiser ist. Dessen Worte lauten also: **Ich kan die Menschen nicht mehr in der Zucht halten.** Er erkläret solche: **Ich mag nicht in die Länge mehr mit den Menschen streiten. Einen Streit heissen wir eine heftige Unterredung solcher Personen / welche einander wider-**

Regungen und schlage andere Wege ein, so bin ich Schuld an demjenigen Ubel, das daraus folget, denn wer böses thut, muß auch die Wirckungen des bösen leiden; komt aber von aussen ein Leiden auf mich zu, das ich mir nicht zugezogen habe, und das ich nicht vermeiden kan, so faß ich mich in den Willen GOttes so gut ich kan

---

dersprechen. GOTT wolte die Menschen zur Beobachtung ihrer Pflichten ernstlich anhalten/ sie waren aber widerspenstig und wolten nicht folgen/ darum wolte GOtt nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Und kurtz darauf: GOTT bereuete es/ daß er Menschen geschaffen hatte/ und grämte sich deswegen. Wenn wir etwas bereuen/ so haben wir ein Mißvergnügen über dasjenige/ was aus unserm Thun erfolget ist. Wir würden es also unterlassen haben/ wenn uns dieses vorher wäre bewust gewesen. Weil GOTT allerdings wuste/ was die Menschen thun würden/ ehe er sie erschuf/ so muß er noch andere Absichten gehabt haben/ warum er dennoch sie hat hervor bringen wollen. Er bezeiget also hier blos sein Mißvergnügen über die böse Thaten der Menschen und zugleich/ daß solche seinen Absichten nicht gemäß seyen/ welche er bey ihrer Erschaffung hatte. Er würde sie gar nicht erschaffen haben/ wenn ihn nicht andere Absichten dazu bewogen hätten. Wer diese Begriffe mit einander kan übereinstimmend machen, muß scharffe Einsichten haben. Mir ist hier alles widersprechend; Absichten haben; den bösen Erfolg voraus sehen, und solche dennoch zur Wircklichkeit bringen, hernach mit den Menschen streiten und sich grämen, daß sie in diese Absichten nicht eingegangen sind. Dieses ist eine seltsame Art, von GOtt zu dencken.

kan und tröste mich damit, daß er mir, wenn er seine Absichten an mir wird erreichet haben, mich von allen Ubeln, durch seine starcke Hand, befreyen und alles zu einem herzlichen und unaussprechlichen Wohl hinaus führen wird.

Ich fühle mich unterdessen allhier in einem gewissen Stand der Freyheit, nicht zwar in Ansehung meiner innerlichen Leidenschaften und Empfindungen, sondern in Ansehung der äusserlichen Wirck samkeiten und sinnlichen Handlungen. Ich kan z. E. meine Augen von einem verführischen Vorwurf abkehren: ich kan die Hand zurück halten, wenn mich der Zorn oder sonst ein böser Trieb beweget, damit übels zu thun. Ich kan die Füse von solchen Wegen abkehren, die zum bösen leiten, und mich im Gegentheil befleissen, in der Einfalt und Unschuld zu wandeln. Diese Freyheit der äusserlichen Handlungen ist zwar sehr beschrenckt durch die Heftigkeit der Leidenschaften, die mich aufbringen, oder öfters auch gar zu schnell überfallen; allein es zeiget sich doch keine äusserliche Gewalt, die meine Freyheit zu handeln bindet, oder mich nöthiget, das moralische Ubel zur physicalischen Ausübung zu bringen. Ich kan in derjenigen Stellung bleiben, worinnen ich bin; nichts kan mich zu einer bösen That bewegen; nichts kan mich zwingen ein Laster, das ich im Herzen fühl, auch ausbrechen zu lassen. Eine solche Freyheit ist genug uns zu retten, oder ins Verderben zu stürzen.

Hieraus erhellet also klar, daß GOtt meine freye Handlungen nicht vorher bestimmet habe; dann wären sie vorher bestimmet, so wären sie nicht frey: Wären sie nicht frey, so hätte die Gerechtigkeit in GOTT keinen Platz, das gute blieb ohne Belohnung, das böse ohne Strafe. Es wäre eine Nothwendigkeit, so zu seyn, wie ich bin. Ich könte nicht anders handeln. Erkentniß, Tugend, Weisheit, Trieb und Fleiß und Ernst zum guten, alles würde mir nichts helffen. Wenn ich bestimmet wär böse zu seyn, so müst ich böse seyn: mein Bestreben, mein Beten, mein Seufzen zu GOTT würde vergeblich seyn. Ich wär tugendhaft böse, und lasterhaft unschuldig. Das eine könte mich nicht retten und das andere nicht verdammen.

Alles dieses widerspricht sich selbst; was sich aber selbst widerspricht, ist keine Wahrheit. Also haben wir von GOTT lauter falsche Begriffe und bauen mit der einen Hand, was wir mit der andern wieder niederreissen. Wie ist aus der Sache zu kommen? Das böse ist gleichwohl in der Welt: GOTT hat es nicht hinein gebracht, sonst wär er nicht der gute GOtt und das höchst vollkommene Wesen, an den wir glauben. Was hat es dann für einen Ursprung? Wo komt es dann her? GOTT hat uns solches deutlich lassen kund machen. Die Menschen, heist es, wollen sich meinen Geist nicht mehr straffen lassen: ihre Bosheit war sehr gros, und alles Dichten und Trachten ihres Hertzens böse, 1. B. Mos. 6, 3. 5. Das Böse komt

komt also von dem Menschen und nicht von GOTT. GOTT hat die Welt gut erschaffen. Er sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut, 1. B. Mos. 1, 31. Die Menschen aber haben solches bös gemacht, indem sie sich von ihm abgewandt haben, und ihren eigenen Wegen gefolget sind. Denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt, 1. Buch Mos. 6, 12.

Konte der Mensch dem Geist GOttes in seinem Gewissen widerstreben, und seinem eigenen Dichten und Trachten in der Bosheit nachgehen, mithin die Ordnung GOttes verlassen und seinen Weg verderben; so muste er darzu nothwendig eine Freyheit haben, seine Handlungen nach dem Willen GOttes einzurichten oder nicht. Hat er diese Freyheit gehabt, so waren dessen Handlungen nicht voraus bestimt, folglich konte er dem Willen GOttes widerstreben, oder demselben gemäß handeln, folglich konte er das Böse meiden und das Gute thun. Diese Schlüsse sind unwiderleglich. Es hat demnach GOTT frey gestanden, eine Welt zu schaffen, die in dem Fortlauf der Dinge ihre eigene Wege, die nichts taugen, hat einschlagen können. Es hat ihm frey gestanden, freye, mit eigener Denckens- und Willens-Kraft begabte Geschöpfe zu schaffen. Es hat ihm frey gestanden, ihre Handlungen weder vorher zu bestimmen, noch sie einer unumgänglichen Nothwendigkeit zu unterwerffen. Es hat ihm frey gestanden, die Kräfte seiner Allwissenheit auf eine sei-

seiner Gottheit anständige Art in so weit zu beschrencken, damit das Vorhersehen und der Zwang einer unumgänglichen Entstehung sich denen vortreflichsten Eigenschaften seiner Liebe und seiner Gerechtigkeit nicht entgegen stellen möchten. Denn wie GOTT nicht alles will, was er kan, so thut er auch nicht alles, was er kan. Wie sind wir so weise, von GOtt alles so beherzt zu bejahen oder zu verneinen?

Wer kan sich wohl darin ein Vergnügen vorstellen, welches GOTT in der vorsetzlichen Verbindung so unzählig vieler auf einander folgender Ubel haben könte, deren voraus bestimmte Nothwendigkeit wie eine Kette aneinander hängt? Wer kan dabey sich diejenige Liebe und Gerechtigkeit vorstellen, woraus das göttliche Wesen bestehet? Die Freyheit eine Sache unbestimmet, nach ihren verschiedenen Wirckungen zu betrachten, und ihr also den freyen Lauf bis auf einen gewissen Grad der Möglichkeit zu lassen, muß dem allmächtigen Wesen eben so anständig sein, als das Vermögen, alles nach dessen Willen voraus zu bestimmen. Wär es nicht vielmehr eine Unvollkommenheit in dem göttlichen Wesen, als eine Vollkommenheit, wenn man ihm die Freyheit auch in Ansehung seiner selbst zu wollen und zu handlen absprechen wolte, dergestalt, daß GOTT selbst, als der Ursprung und Beherrscher alles dessen, was da ist, einer unumgänglichen Nothwendigkeit unterworfen wär? Es wäre mehr eine Unvollkommenheit als Vollkommenheit, wenn GOtt,

der über alle Gesetze ist, selbst nach solchen Gesetzen handeln müste, die ihm keine Freyheit liessen, nach eigenem Willkühr und Gutdüncken seine Handlungen einzurichten. Es müste auf solche Weise noch etwas höhes als GOTT selber seyn, um denselben in dem Rath seiner höchsten Freyheit zu binden.

Es ist also wohl ganz unstreitig: GOTT hat eine vollkommene Gewalt in allen Dingen, und mit sich selbst, als ein GOTT zu schalten und zu walten. Er kan seiner Allwissenheit in gewissen Fällen, wo er es nach seinen Absichten für gut findet, Gräntzen setzen. Er kan das Böse hin und wieder ohne vorhergehende Bestimmung zulassen, um sich durch seine Barmhertzigkeit desto grösser zu zeigen. Er kan die Böse dulden, um die Gerechten desto mehr zu erheben. Er kan die Laster strafen, um die Tugengenden destomehr zu verherrlichen. Er kan die Welt der Herrsucht der Tyrannen unterwerfen, um die Weisen mit edlen Neigungen desto mehr von den thörichten Eitelkeiten dieser Welt abzuziehen, und sie mit seinem Geist auszufüllen. Was sag ich? Er kan sich selbst so weit herunter lassen, die Gestalt und Schwachheit eines armen Menschen an sich nehmen, Schmerzen, Schmach und Tod leiden, und indem er dabey stets derjenige blieb, der da war, und der da ist, so wurde er den Juden eine Aergerniß und den Heyden eine Thorheit, um die gröste Wunder seiner Gnade und seiner Liebe gegen das menschliche Geschlecht zu offenbaren.

Se-

Sehet wie in GOtt eine unbegreifliche hohe und vollkommene Freyheit ist, die alle unsre Sinnen übersteiget, und davon wir keine andre Ursachen anzugeben wissen, als seinen Willen selbst.

Ich entschlage mich demnach der Gedancken von der besten Welt, weil ich darinnen beständig so viel Böses wahrnehme; und erkenne, aus dem beharrlichen Elend, das die Menschen allenthalben umgiebt, daß wir von den gütigen Absichten eines uns liebenden Schöpffers sehr weit müssen abgegangen sein.

Wie aber das Wesen GOttes aus lauter Barmherzigkeit und Liebe bestehet; Also kan er sich, vermög dieser seiner Natur und Eigenschaft, auch demjenigen nicht versagen, der sein Herz und seine Neigungen wieder zu ihm hinkehret, in seine Absichten aufrichtig eingehet, und sich durch seinen Geist, der in allen weisen, tugendhaften und frommen Leuten sein Werck treibet, regieren lässet.

Er will aber auch von uns, als von vernünftigen und mit einer eignen Willens-Kraft begabten Geschöpffen, geliebet sein, weil aus dieser Liebe für uns die gröste Seligkeit entstehet. Denn der Liebe Eigenschaft, ist diese, daß sie beyde Theile in den Neigungen des Willens zusammen vereiniget. Suchet deswegen den HErrn weil er zu finden ist, ruffet ihn an, weil er nahe ist. Es. 55, 6. In diesem Spruch liegt der ganze

Be-

Begrif von dem Verhalten GOttes und des Menschen. GOtt versagt sich keinem Menschen der ihn suchet, er höret ihn, weil er nahe ist, wer ihn also nicht suchet und nichts nach ihm fraget, der kommt auch nicht zu seiner Erkentnus: er bleibet entfernet von dem Leben das aus GOtt ist: er lebet blos in der Natur und leidet alle Eindrücke, welche der Zusammenhang der Ursachen auf ihn wircket. Die beste natürliche Eigenschaften helffen ihm nichts, wo er nicht Gnade hat bey GOtt; darum muß er dieselbe suchen und den HErrn anruffen.

Diesen Trieb erwecket GOTT in uns durch eine innere Bewegung des Herzens, welche wir das Gewissen nennen. Es sind wenig Menschen die davon nicht ein Gefühl haben solten. Wer demselben widerstrebet, der widerstrebet auch denen Zügen der Gnade und verfällt endlich in ein Leben das ganz ausser GOtt ist. Die heilige Schrift redet von solchen Leuten, daß sie von GOtt verlassen wären, daß er ihnen das Herz verstockte, daß sie nicht anders könten als Böses thun: Dieses aber kommt nicht eigentlich von GOtt, wie diese Schriftstellen davon auf eine menschliche Weise reden; sondern es ist eine Wirckung des Bösen, das im Menschen ist, und davon der Mensch sich zu befreyen die Mittel nicht suchet.

Es ist wahr. GOTT wircket auch ausserordentlich, denn er schaffet und thut was er will; der

der Mensch aber darf sich auf solche ausserordentliche Mittel nicht verlassen. GOttes Wille ist, daß alles durch Ordnung und Mittel geschehe. Wer also diese verachtet der hat keine Hofnung, daß ihn die Gnade ausserordentlich ergreiffen und herumnehmen werde. Bey GOtt ist zwar alles möglich; allein diese Möglichkeit verbindet ihn zu nichts. Er erbarmet sich wessen er will.

Es ist also keine Sicherheit, kein Trost, keine Hofnung für uns; es sey dann daß wir ihn suchen weil er zu finden ist, und daß wir ihn anruffen weil er uns nahe ist. Ich finde hier die heilige Schrift in ihren Aufschlüssen viel deutlicher, als die scharfsinnige Lehr-Sätze unserer Weltweisen. Man muß nur einige Stellen darinnen nicht so genau nach den Worten nehmen, sondern dasjenige was uns dunckel ist, durch dasjenige was klar ist, erläutern. Wer aus fleischlicher Weisheit darüber Lust zu zancken und zu disputiren hat, der wisse daß wir diese Weise nicht haben. Die Sprache in der heiligen Schrift ist eine Sprache des Geistes, die nur allein nach dem Geist muß beurtheilet werden. Die Ubersetzer solcher alten und ganz ausser Ubung gekommenen Sprachen, können sich hin und wieder gar leicht verstossen haben. Die viele Abschreiber eines so heiligen Buchs mögen auch, durch den Fortlauf der Zeiten, nicht immer alles so genau beobachtet haben. Die ungeheure Menge der Glossirer aber, dürfte wohl das mei-

ste darzu mit beygetragen haben, daß uns viele Stellen so unvernehmlich sind. Deswegen muß man aus den allgemeinesten, deutlichsten und sichersten Lehr-Sätzen der heiligen Schrift, diejenige erklären und deutlich machen, die solches nicht sind.

Die heilige Schrift ist auch nicht allein das Buch der Zeugnisse von GOtt und göttlichen Dingen; nein, derselbe Geist, der die heilige Schreiber des alten und neuen Testaments belebet, der höret auch noch nicht auf von der Wahrheit zu zeugen; Alle Schriften, welche von GOtt erleuchten Männern sind herausgegeben worden, und noch herausgegeben werden, sind der heiligen Schrift mit beyzusetzen. Jene aber ist und bleibt allzeit die Quell und die Regel von diesen.

VIII.

Wie man in einer Republic die würdigste Regenten wehlen soll.

An einen guten Freund.

Mein Herr

Ich habe mich bey verschiedener Gelegenheit vernehmen lassen, daß ich die Art Regenten und Raths-Glieder, durch das Loos, zu wehlen, nicht für gut hielt. Sie wolten gerne meine

Gründe darüber schriftlich wissen: Hier sind sie: Sie urtheilen davon nach ihrer Einsicht.

Es ist klar, daß uns GOtt nicht durch ein blindes Ungefähr, sondern durch Regeln und vernünftige Rathschläge will regieret wissen; deswegen hat er uns zu vernünftigen Geschöpffen gemacht, uns eine Erkentnüs des Guten und Bösen eingeprägt, und uns dabey die Triebe zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit gelassen. So sehr auch die Kräfte unseres Verstandes, durch das Abweichen von der uns vorgeschriebenen göttlichen Ordnung sind verdunckelt worden, so strahlt darinn doch noch immer der Glanz von einem gewissen unauslöschlichen Licht, durch welches wir das Gute von dem Bösen unterscheiden können, so lange wir anders unsere Sinnen behalten, oder solche gebrauchen wollen. Wir beurtheilen, richten und schlichten alles was uns vor kommt, und wann wir gleich nicht jedes mahl deutliche Gründe von unserm entscheiden angeben können; so fühlen, so empfinden wir doch davon eine gewisse innere Uberzeugung in den verborgenen Regungen unseres Herzens. Wir sehen nicht so bald eine böse That, so ruffen wir darüber aus: O, das ist nicht recht! da im Gegentheil eine schöne und grosmüthige Handlung uns also bald den Beyfall auspresset: O das ist schön! O das ist löblich!

Diese Ubereinstimmung in Betrachtung des Guten und Bösen, findet man bey allen vernünf-

tigen

tigen Geschöpffen: Ich schliesse daraus, daß wir solche nothwendig zur Richtschnur unsrer Handlungen machen müssen.

Die tägliche Erfahrung lehret uns daß wir fast immer irre gehen, wenn wir dieser Richtschnur nicht folgen, sondern uns auf Träume, Fantasien, Eingebungen, Loos ziehen und dergleichen verlassen. GOtt findet sich gleichsam beleidiget, wenn wir, in den Finsternissen dieses Lebens, uns des von ihm gegebenen Lichts nicht bedienen wollen. Er hat uns Augen zu sehen, Ohren zu hören, und Sinnen eine Sache zu begreiffen, gegeben. So will es GOTT haben; wir aber verachten diejenige Gaben, durch welche er uns von dem Wesen unvernünftiger Thiere unterschieden hat. Wir leben schier ohne Regel, ohne Vernunft, ohne Nachdencken. Wir erfahren deswegen auch daß wir allenthalben, als muthwillig Blinde, anstossen, und uns, samt denenjenigen, die er unsrer Führung und Sorgfalt anvertrauet hat, ins Verderben bringen.

Das Loos ziehen ist unstreitig eine Verläugnung des natürlichen Gebrauchs der Vernunft, und schlägt deswegen auch insgemein fehl. Im zweiffelhaften Dingen, wo auf beyden Seiten die Ursachen gleich wichtig scheinen, dergestalt, daß man der Sache keinen andern Ausschlag zu geben weis, da mag endlich das Loos ziehen, als eine göttliche Entscheidung gelten; denn wo die

Vernunfft nicht rathen kan, da mag das sogenante Sors divisoria sehr wohl gebrauchet werden. Besonders bey Erbschafften, Theilungen und ungewissen Umständen, da man Friedens halber gern aus einander seyn wolte; da ist das Los in der Hand des HErrn, und stillet den Hader, Sprüchw. 18, 18.

Wehlen wir aber unsere Regenten und Staats-Diener nach dem Loos, so setzet dieser Gebrauch soviel voraus, daß wir die Würdigkeit und Verdienste groser und tüchtiger Männer nicht zu unterscheiden wissen; folglich haben diejenige, die durchs Los in ein Amt kommen, diese Ehre nicht ihrer Würdigkeit und ihren Verdiensten, sondern einem blos zufälligen Glück beyzumessen. Welches in der That ein verächtlicher Vorwurff ist, und diejenige Ehrerbietung, die man für solche Regenten und Oberhäupter billig haben solte, nicht wenig vermindert.

Die geschickteste Leute in einer Republick, werden sich also kaum die Helfft sosehr bestreben, die nöthige Wissenschafften und Tugenden zu erlangen, die zu den wichtigsten Aemtern und Staats-Diensten unumgänglich erfordert werden.

Es wird endlich alles auf das blinde Los ankommen: trifft solches unter zehen einmahl einen würdigen, der im Stand ist denen wichtigen Geschäff-

Geschäfften eines Staats vorzustehen, so welzet sich gleichsam die Last auf ihn allein. Er muß für die andere arbeiten, sich, sein Hauswesen und seine Gesundheit darüber ruiniren, um den übrigen desto bessere und gemächlichere Tage zu verschaffen.

Man sage mir was man wolle, ein Democratischer Staat hätte tüchtige Leute genug, die nöthige Regiments-Aemter zu besetzen, und sey also gleichviel, wen das Los darunter treffe. Wer so urtheilet, der muß die Menschen wenig kennen. Mancher ist klug, aber boshafftig und falsch; mancher gelehrt, aber eigennützig und seltsam; mancher belebt, artig und zu allen Geschäfften aufgelegt, allein dabey leichtfertig, gottlos, verschwenderisch, und eines ärgerlichen Lebens und Wandels. Diese verschiedene Dinge verdienen allerdings eine entscheidende Prüfung.

Was hilfft endlich die Menge tüchtiger Männer, wann darunter die wenigste Raths- und Amts-fähig sind, folglich nicht einmahl mit in die Wahl gezogen werden? Wie vielen stehet an den meisten Orten die nahe Gesippschafft mit denen die schon in Aemtern sitzen, wie vielen die äusserliche Religion, wie vielen, daß sie nicht da, wo sie das Bürger-Recht erlanget haben, sind jung worden, wie vielen anderen dergleichen offt nichts bedeutende Hindernisse im Wege?

Wenn ich demnach aufrichtig meine Meynung entdecken soll, so finde ich in solchen Fällen, wo ein neues Raths-Glied, oder sonst ein Beamter des Staats soll gewehlet werden, das Losziehen, oder so genante Kugeln, mit nichten vorträglich, oder zum Besten des gemeinen Wesens ausgedacht.

Das einzige Gute so daraus entspringet, ist, daß die grose und mächtige Familien so leicht das Regiment nicht an sich und die ihrige bringen können; noch daß ein herrschsüchtiger Kopf, wie ehmahls Galeacius zu Mayland, und die de Medices zu Florenz, die höchste Gewalt behaupten können, wie auf diese Weise schier die meiste Monarchien entstanden sein.

Dieses ist wohl das einzige Ubel, so durch das Losziehen kan vermieden werden; Allein, sind deswegen nicht noch andere eben so kräfftige Mittel vorhanden, der despotischen Herrschsucht hochmüthiger Leute vorzubeugen, und vernünfftigen Rathschlägen die Ehre zu lassen, würdige Häupter eines Staats zu wehlen? Ich glaube nicht, daß darzu sogrose Scharfsinnigkeit vonnöthen sey, um dergleichen Einrichtungen zu machen. Ich wag es mich darüber näher heraus zu lassen. Mein einfältiger Rath wäre dieser

1)

Solte man ein Grund-Gesetz machen, daß nur die würdigste zur Erlangung der Staats-

Aemter, Wahl-fähig seyn müsten. Dieses stimmet hoffentlich mit der Meynung aller vernünfftigen Völcker überein.

2)

Schliese man davon aus alle diejenige, die nicht allein vom Pöbel geboren, sondern auch von pöbelhafften Sitten sind: ingleichen alle diejenige, welche die nöthige Klugheit, Wissenschafft und Redlichkeit nicht besitzen, dem gemeinen Wesen vorzustehen. Ferner diejenige, die sich nicht so aufführen und betragen können, wie es die Würde eines rechtschaffenen Magistrats mit sich bringet.

3)

Auch nehme man nicht leicht Leute darzu, die kein Vermögen haben, und denen folglich, wann sie ins Amt kommen, die Wohlfahrt des gemeinen Wesens nicht so nah angelegen ist, als denenjenigen, die viel dabey zu verliehren haben. Auch sind sie leichter mit Geld zu gewinnen, als andere, die begütert sind, und die dabey in solchen Umständen leben, daß sie von dem gemeinen Volck mit Ehrerbietung betrachtet werden. Wo aber eines Mannes Fähigkeit, Wissenschafften, Klugheit und Verdienste dermassen gros und ausnehmend sind, daß sie ihn über alle andere Betrachtungen empor setzen. da muß man ihn weder wegen seiner Armuth, noch wegen seiner

ner niedrigen Geburt mit nichten von dem Regiment ausschliessen; denn eine erhabene Tugend hat den Rang vor allen Glücks-Gütern.

4)

Wann nun auf solche Art der habitus personarum reguliret ist, welche Personen nemlich Wahl-fähig zu obrigkeitlichen Aemtern sein solten, so überlasse man die Wahl dem Volck selbst. Denn wie die Obrigkeit im Nahmen des Volcks den ganzen Staat regieret, so ist es auch billig, daß solches diejenige darzu erwehlet, welche von ihm darzu am tüchtigsten gehalten werden.

5)

Diese Tüchtigkeit ist, bey Personen von einem gewissen Stand und Rang, den Augen des Volkes nicht verborgen. Zumahl, wo ein gewisses Alter, wenigstens von 30. Jahren, darzu erfordert wird, ehe man zu obrigkeitlichen Aemtern gelangen kan; bis dahin junge Leute ihre Fähigkeit und Wissenschafften auf allerhand Art zu zeigen Gelegenheit finden.

6)

Unter dem Volck verstehe ich hier nicht den unbändigen Pöbel, noch den ungestümmen Schwarm der aufrührischen Soldaten, die vormahls, da die römische Hoheit sich zum Grund neigte,

neigte, im Tumult die Kayser erwehlten. Ich versteh dadurch alle und jede Stände des gesamten Volcks, welche ihre gewisse Vorsteher haben, und alles nach Gesetz und Ordnung regieren.

7.)

So offt nun eine Wahl zu thun wär, so müsten diese Vorsteher der Stände wie in Schweden auf den Reichs-Tag, oder in Engelland die Parlaments-Glieder, zusammen kommen. Der Senat oder die Regierung, oder der Rath, wie man solche nennen mögte, müste diesen auf solche Weise versamleten Ständen, ein Verzeichnüs aller derjenigen Personen überreichen, welche nach denen N. 3. und 4. vorausgesezten Regeln wahlfähig wären, deren ihre Zahl mögte nun auf etliche hundert oder tausend sich erstrecken, dieses macht zur Sache nichts.

8.)

Ein jeder Stand wehlte darunter drey Personen, die er für die würdigste hielt. Aus diesem wurden von dem Senat wieder 3. Personen ausgelesen, und diese zur Auswahl des allerwürdigsten, denen versamleten Ständen übergeben, wer nun darunter die meiste Stimmen bekommen würde, erhielt ohne weitere Umstände, die ledige Stelle.

9.)

Beyde Wahlen, so wohl die von Seiten des Senats, als der Ständen, müste zu gleicher Zeit geschehen, damit kein Zeit-Raum darzwischen komme, worin die Candidaten, durch ihre heimliche Beystände sich um die Stimme der Wehlenden, auf irgend eine Weise, bewerben könten. Wie dann zu der Zeit, da die Wahl vorgieng, keine Bottschaften noch Unterredungen müsten statt finden: sondern es müste ein jeder an seinem Ort unverrücket bleiben, und alles gleich auf der Stelle entschieden werden. Hatte jemand gegen die vorgeschlagene Person mit Grund etwas zu erinnern, so müste es kurz und ohne Weitläuftigkeit geschehen, und darauf den meisten Stimmen den Lauff gelassen werden.

10.)

Auch war es gut, wann ein Gesez gemacht würde, daß derjenige, der sich bey einem oder dem andern, der etwas bey einer solchen Wahl zu sagen hätte, um dessen Stimme bewerben würde, und ihm solches erweislich gemacht werden könte, dieses Vergehens halber, für allezeit die Exclusivam, mithin niemahls die Hofnung ins Regiment zu kommen, haben solte.

Mich dünckt dieses sey der leichtste und natürlichste Weg in einer Sach zu Werck zu gehen, darauf die gemeine Wohlfahrt ankomt,

und

und wobey insgemein in der Welt, die meiste List und Praticken pflegen gespielet zu werden.

Wundern Sie sich nicht, mein Herr, über meinen einfältigen Rath, Sie haben sich vielleicht von mir einen viel tieffsinniger ausgedachten Vorschlag in dieser Sache vermuthet; allein, ich muß Ihnen sagen, ich lerne täglich mehr, daß in der Einfalt die gröste Weisheit stecket. Ich seh nicht, was das übertriebene Geflügel in der Welt für Nutzen schafft; die meiste Menschen sind boshafftig und diese können allezeit bey verwirrten und hochgeschraubten Anschlägen, mehr den Meister spielen, als wo alles schlechtweg und natürlich von statten gehet. Scharfsinnige Rathschläge erfordern auch scharfsinnige Leute, um solche auszuführen, und wie viel findet man solcher? sehr wenige. Je klüger als eine Sache öffters ausgedacht ist, je mehr Verwirrung macht sie, wann es damit zur Ausübung komt. Glauben Sie, mein Herr, die natürlichste, die einfältigste Mittel sind allezeit die besten. Die Natur hat den Thieren die Mittel zu ihrer Selbst-Erhaltung gezeiget: Solten wir diesen Weg nicht noch leichter finden, da wir vernünftige Geschöpfe sind?

Ich weis was man mir hier für Einwürffe machen kan. Auf solche Weise, wird man sagen, könte man die Stimmen im Voraus erkauffen, wie solches in Schweden und in Engelland auch zu geschehen pflegt, da mancher

sichs

sichs etwas kosten läst, nur ein Deputirter oder ein Parlaments-Glied zu werden. Ich weis man kan sich im Voraus per omnia genera & casus Freunde mit dem ungerechten Mammon machen; allein dieses geschiehet eben so wohl bey dem Los ziehen, oder bey der Kugelung, da es hauptsächlich darauf ankomt, daß man mit unter die Zahl der dreyen komt, woraus einer soll gewehlet werden, die Begierde, und das Lauffen und Rennen nach solchen Wahl-Stimmen, ist bekant. Man weis wer nimt: ja viele lassen ihre Stimmen selbst anbieten, wenn also das Los trifft so weis man wo man erkentlich sein muß.

Und was ist es endlich für ein groses Ubel, wenn einmahl einer per genitivum & dativum, als ein Unwürdiger ins Regiment komt. Gewiß die Kugelung bringt für einen wohl sechse hinein, und hat noch überdem, alle oben angezeigte Mißschläge mit zu befahren.

Wolte man dabey dem Aberglauben Raum lassen, und sich einbilden, GOtt wircke durch das Loos mehr, als durch vernünftige Rathschläge, so seh ich darzu nicht den geringsten Grund; denn die Absichten des allervollkommensten Wesens wircken unstreitig so wohl in dem einen als in dem andern: alles wie er solches gut findet; und darzu wehlet er öffters die widerwärtigste Dinge. Er ist GOtt, er kan schaffen und machen was er will. Wir aber sind an seine Gesetze und Ordnungen gebunden. Dieses sey genug. Ich verharre

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loen, Johann Michael <<von>>,

Des Herrn von Loen Freie Gedancken zur Verbesserung der Menschlichen Gesellschafft

Bd.: Sammlung 2

Frankfurt und Leipzig (1747)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Oec.p.o.11#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11435002-4
VD18 1554236X-001